XIV. Jahrg. Berlin, den 24. März 1906. Nr. 25.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Herzog Georg	433
Väter und Söhne. Von Karl Scheffler	441
Der Centralverband Deutscher Industrieller. Von Karl Jentsch	450
Prinzessin Marianne. Von Svend Leopold	454
Steigender Rauch. Von Stefan Zweig	455
Selbstanzeigen. Von Moeller-Bruck, Nußbaum, Himmelbauer, Schur, Heinzmann	456
Bankbilanzen. Von Ladon	459
Politische Psychologie. Von Eduard Holdheck	462
Notizbuch	464

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1906.

Die **Hypotheken-Abteilung** des
Bankhauses **Carl Neuburger,**
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
An- und Verkauf von Grundstücken
9—4 Uhr.

Carlton Hotel & Astoria
Restaurant
früher Kons
Berlin
Unter den Linden 32.

Regie des Tabacs de l'Empire Ottoman.
Nur die **Cigaretten** und **Tabake** der
Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie
bieten die **absolute Garantie** der **Echtheit.**
Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.
Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

Hervorragendes Tafel- und Gesundheits-Wasser

Namedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.
Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10 sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. März 1906.

Herzog Georg.

Georg der Zweite, Herzog von Sachsen-Meiningen, wird am zweiten Apriltag achtzig Jahre alt und kann im September das Jubiläum vierzigjähriger Regirung feiern. Sein Vater, Herzog Bernhard, der in der Zeit des Rheinbundes und mittelstaatlichen Preußenhasses erwachsen war, hatte sich eifernd für des Augustenburgers Recht auf Schleswig-Holstein eingesetzt und im Streit um die Macht über Deutschland für Oesterreich Partei ergriffen. Sein Gewissen wehrte sich gegen die Bundesreform; und als preußische Truppen Kamburg und, am neunzehnten September 1866, Meiningen besetzt hatten, zog er der Unterwerfung den Verzicht auf die Krone vor. Georg fand viel Arbeit. Er mußte mit Preußen Frieden schließen, der Verwaltung einfachere und modernere Formen schaffen, durch ein neues Steuersystem und durch die Konvertirung der Staatsschuld die Finanzen bessern, das Verhältniß zu Schule und Kirche ordnen. Er hatte in Bonn studirt, bei den preußischen Gardekürassieren gedient, als Vierundzwanzigjähriger sich der Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen vermählt: so wards ihm denn nicht allzu schwer, sich in die neue Zeit zu schicken, die von den deutschen Fürsten harte Opfer heischte. Geräuschlos sorgte er für sein Land. Still, ohne die Blicke auf sich zu lenken, folgte er später auch dem nationalen Gebot, das gegen Frankreich zu den Waffen rief. Gab sich nicht für einen großen Strategen oder hellsichtigen Taktiker, lungerte nicht, wie mancher fürstliche Müßiggänger und Paradesoldat, als ein lästiger Tafelgesell in Hauptquartieren herum, sondern blieb bei seinen Zweiunddreißigern und theilte mit ihnen tapfer die Mühen des Marsches und die Gefahr der Schlacht. Als ihm, nach fünfjähriger Ehe, die erste Frau gestorben war, hatte er eine Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg geheirathet; 1873, ein

Jahr nach dem Tode dieser Feodora, wurde die vierunddreißigjährige Schauspielerin Helene Franz seine Frau. Nicht Herzogin; nur Freifrau von Heldburg. Doch im biblischen Sinn seine treue Gehilfin. Weil er eine ihr angethane Kränkung nicht vergessen kann, ward er seit Jahren nicht mehr am berliner Hof gesehen. Der Kaiser hatte sich ihm einst zum Besuch angesagt. In Meiningen war, mit beträchtlichen Kosten, Alles zum Empfang bereitet. Da kam, im letzten Augenblick, die Botschaft, Seine Majestät wünsche, der Freifrau nicht zu begegnen; ein unauffälliger Vorwand, der die Gemahlin des Herzogs vor dem Besuchstag zur Abreise zwinge, werde sich ja leicht finden. Er fand sich nicht; sollte sich nicht finden. Georg ließ sagen, wer seine Frau nicht sehen wolle, könne in Meiningen nicht Gast sein. Der Kaiser kam nicht; und der Herzog, dessen ältester Sohn der Schwager Wilhelms des Zweiten ist, hat den Kaiserhof seitdem gemieden. Ohne Groll. Der alte Herr, der mit seinem weißen Bart noch rüstig einherschreitet, hatte immer zu viel Takt, war stets ein zu gut deutscher Fürst, um seinen Unmuth je sichtbar oder hörbar werden zu lassen. Er blieb fern, ersann der Politik des Reiches und des Reichspräsentanten aber nie auch nur die geringste Schwierigkeit. Für Alles, was Deutschlands Wohlfahrt fördern konnte, war er zu haben; und sein politischer Ehrgeiz beschränkte sich auf den Wunsch, sein Land mindestens so gut regirt zu sehen wie irgend einen anderen Bundesstaat. Das hat er, für das Auge des nicht an der Werra Heimischen, in stetiger Arbeit erreicht. Das Herzogthum, der Sitz alter Hausindustrie, ist im Reichstag durch einen Freisinnigen und einen Sozialdemokraten vertreten. Nie aber kam von dort besonders laute Klage, nie der Widerhall eines Konfliktes oder häßlichen Skandals. Der Herzog wird wie ein Vater geliebt und seine Frau nicht geringer geachtet als eine unter purpurnem Betthimmel Gezeugte. Trotz der morganatischen Ehe des Herzogs und seines zweiten Sohnes (mit der Tochter Wilhelms Jensen) blieb der Familienfriede ungetrübt und die Schwester des Deutschen Kaisers hat oft bewiesen, daß sie sich in der Nähe der Freifrau von Heldburg behaglich fühlt. Ein stiller, vornehmer Hof ohne neudeutsche Prunkfassade. Ein Fürst, der mit seinen Thüringern lebt wie ein verständiger Gutsherr mit seinen Bauern, ihnen, wo ers vermag, das Leben erträglich zu machen sucht und keinen Menschen, auch die eigenen Kinder nicht, in seines Wesens besondere Art zwingen will. Ein bis ins Greisenalter arbeitsamer und für feine Kultur freuden empfänglicher Fürst, der nie die Pflicht des Amtes vergaß, nie sich höher dünkelte als der ärmste seiner Mitbürger und nie der Versuchung erlag, im Vordergrunde der Bühne um Beifall zu ringen.

Solche Auffassung fürstlichen Berufes verdient, schon weil sie selten geworden ist, dankbare Anerkennung. Unsere Fürsten, schrieb Freytag schon 1870

„sind in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne zwischen Blumensträußen und lautem Beifallsklatschen begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln. Wenn sie schon als Kinder merken, daß jedes Wort, alles Thun ein Gegenstand des Interesses für die versammelten Zuschauer ist, werden sie früh veranlaßt, sich wirksam darzustellen und ihre Rolle zu spielen. Denn die äußere Erscheinung des Fürsten, Uniform, Miene, Geberde, das gesprochene Wort sollen wirken. Vielleicht ist die höchste der Tugenden, die an einem vollendeten Fürstenleben zu rühmen sind, daß der Herr bis an das Ende seiner Tage sich die richtige Selbsterkenntniß, den maßvollen Sinn und die bereitwillige Anerkennnng fremden Werthes bewahrt habe." Und den Ruhm solcher Tugend hat Herzog Georg erworben, trotzdem er die Hauptarbeit seiner Mannesjahre der Schaubühne gewidmet hat, die so leicht zu eitler Applaussucht lockt. Den heute fern vom Thüringerwald Lebenden ist er nicht der Herzog von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, zu Jülich, Kleve und Berg, auch Engern und Westfalen, der souveraine Fürst zu Saalfeld, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, Graf zu Henneberg, Kamburg, zu der Mark und Ravensberg, Herr zu Kranichfeld und Ravenstein. Das Alles besaß, seit der dritte Sohn Ernsts des Frommen durch den Rezeß vom neunten Februar 1681 hennebergische und thüringische Aemter mit vollem Hoheitrecht erhielt, vor ihm schon mancher Andere, wird nach ihm mancher Andere noch besitzen. Uns ist er der Theaterherzog, der nicht, wie der Theatergraf Hahn-Neuhaus, als ein wirrer, vom Coulissendunst umnebelter Schwärmer über das Schaugerüst tose, sondern, als ein ernster Organisator und vorsichtiger Reformator, dem deutschen Bühnenwesen seines Wirkens Spur tief eingedrückt hat. Ihn, nicht den im Kleinen tüchtigen, in großer Prüfung unbewährten Regenten, grüßt unsere Ehrfurcht jetzt an der Schwelle des neunten Lebensjahrzehntes.

Ob er den Grafen Karl Friedrich von Hahn, der um die Mitte der dreißiger Jahre auch in Meiningen seine Glanzkünste zeigte, gesehen und kennen gelernt hat? Dieser närrische Enthusiast, dessen rempliner Liebhaberbühne einst weithin berühmt gewesen war, bemühte sich auf seine Weise um eine straff zusammengehaltene Dramendarstellung, hielt namentlich aber auf szenischen Pomp. In seinem Theater sollten die Fürsten fürstlich wohnen, die Edlen wie echte Barone, Gräfinnen und Ritterfräulein gekleidet sein, sollte auf dem Tisch eines Kirchenfürsten Geräth stehen, das sich in jeder bischöflichen Pfalz sehen lassen könnte. Diese Prunksucht hat den gutmüthigen Theaternarren ruinirt; was als Passion begonnen hatte, endete auch, in anderem Sinn, als Passion. Von Mecklenburg zog Karl Friedrich, der sein Leben lang Dilettant blieb, mit dem Thespiskarren bis ins Thüringerland, ergötzte dann in

Sankt Pauli Matrosen, Ewerführer und Hafenproletariat und war schließlich noch froh, als er in Sommerhude einen Zug kostümirter Lümmel drillen und schminken, mit Kolophonium und Donnerblech wirthschaften oder gar in den Souffleurkasten kriechen konnte. Neben aller Narrheit war in ihm vielleicht ein dunkles Gefühl für das vom Zeitbedürfniß Ersehnte; nur kam er zu früh und lernte nie rechnen. Dem Blick des Erbprinzen und des Herzogs Georg waren bessere Muster erreichbar. Im November 1831 beschritt Robert der Teufel in Paris die Bretter; schuf die Firma Meyerbeer & Scribe das Schema der Großen Oper. Die Julirevolution hatte ausgetobt, im Salon siegten Ary Scheffer, Vernet, Delacroix, auf der Sprechbühne Victor Hugo mit sublimer und grotesker Ungeheuerlichkeit; die Große Oper überschrie Alles, rüttelte mit dem Riesenapparat ihres Orchesters, ihrer Balletkunst und Ausstattungpracht an allen Sinnen. Eine furchtbar gefährliche Konkurrenz für das Drama, in dem, wie im Judenglauben der körperlose Logos, noch das unbekleidete Wort herrschte. Im Jahr 1849 saß Arsène Houssaye mit der Rachel in der Comédie-Française, zu deren Direktor ihn, gegen den Willen der widerspenstigen Sozietäre, Louis Napoleon ernannt hatte. Auf dem Zettel stand: Der Barbier von Sevilla und Augiers Abenteurerin. Kassenrapport: Hundertdreiundsechzig Francs. Die Rachel war empört. Voyez comme ces gens-là jouent bien! Gewiß, sagte Houssaye; mais voyez comme tout est gris et froid autour d'eux; il faut plus de couleur dans la mise en scène. Dafür sorgte er nun. Putzte die Bühne mit Gobelins, Stickereien, theuren Möbeln und warf alle unwürdigen Requisiten in die Rumpelkammer. Das gefiel der Bourgeoisie, die schon auf den besten Plätzen saß, und die Einnahmen stiegen rasch. Emile Perrin ging auf Houssayes Weg ein Stück weiter. Sein Streben war, jedem Drama ein Gewand zu geben, an dem der gelehrteste Archaeologe und Historiker nichts zu tadeln fände. Er war in London gewesen und hatte die Wunder geschaut, die Charles Kean auf die Bretter brachte. Da saß Heinrich der Achte in seiner Königspracht beim Mahl, marschirten im Krönungzug Hunderte festlich geschmückter Menschen in die Kirche, wurde in echten Rüstungen mit echten Waffen bei Azincourt gekämpft, lebte Antonios Lagunenstadt im Märchenreiz wieder auf. So sollte es auch in Paris nun sein; und wurde so, trotzdem Sarcey jeden Montag über die Ausstattungwuth schalt. In Deutschland war Dingelstedt vorangegangen. Weil die Thatsache vergessen ist, sogar von Theatergeschichtschreibern nicht erwähnt wird, will ich ein paar Sätze anführen, die beweisen, wie er, „mit seinem angeborenen Hang zu Massenentwickelungen und Massenwirkungen", schon 1854 der Braut von Messina aus der Fülle kostbaren Stoffes das Feierkleid anmaß. „Ich baue mir die prangende Halle im

ersten Akt, im zweiten die Gartenterrasse des Klosters sorgsam und mit selbstvergnügtem Raffinement auf und stelle vor Allem den Lokalton fest: ein normannischer Palast in Messina, eine Schlucht im Waldgebirg des Aetna. In die Halle steigt man herunter, auf einer imposanten Riesentreppe, die in doppelter Windung, mit einem breiten Absatz in der Mitte, auf die Vorderbühne führt. Von dort herab poltern zuerst, von entgegengesetzten Seiten auftretend, auf dem Absatz zusammenstoßend, drohende Blicke und Geberden wechselnd, unter kriegerischer Musik von draußen, die den vom Dichter vorgeschriebenen Einzugsmarsch fortsetzt, die beiden Chöre. Ich lasse sie weder uniformirt noch im Gänsemarsch auftreten, sondern in zwei wilden, wirren Haufen, mit Staub bedeckt, zum Kampf gerüstet, die Schwerter zum Theil gezückt, die Schilde gehoben, je ein zerfetztes Fähnlein über jeder Schaar flatternd. Während des ganzen ersten Aufzuges halte ich sie in äußerlicher Bewegung; sie gehen ab und zu, sondern sich in einzelne Gruppen, treten dann wieder in feste Massen zusammen, lagern sich, Schild und Schwert abwerfend, auf den Stufen der Treppe, werden von Sklaven mit Speise und Trank gelabt." Das sahen die Münchener am elften Juli 1854. Zwanzig Jahre danach, am ersten Mai 1874, erfocht Georg von Sachsen mit seiner Truppe an der Spree den entscheidenden Sieg.

Das System war also nicht neu. Graf Hahn hatte es in dunklem Drange geahnt, Kean in London, Houssaye und Perrin in Paris damit leere Kassen gefüllt, Dingelstedt es von München nach Weimar und Wien gebracht. Weil sie sich dagegen gesträubt hatten, war in Düsseldorf Immermann, in Leipzig und Wien Laube gescheitert. Denn die Zeit wollte den Wandel des Bühnenwesens. Modernen Sinn dünkte der Mensch nicht mehr die Krone der Schöpfung, das freie, selbstherrliche Ebenbild Gottes; und wenn er von seinem Milieu, von dem goethischen „Mittel", in seinem Wollen und Handeln abhängig war, mußten diese determinirenden Mächte auch auf der Bühne sichtbar werden. Wird Wallenstein nicht erst im deutlichen Bilde seiner Zeit, seines Erlebens verständlich? „Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." Und dieses Lager darf nicht allzu weit von der Vorstellung bleiben, die der von Bilderbüchern und billigen Kostümwerken Belehrte ins Theater mitbringt. Reisen in fremde Länder waren einst das Privileg der Reichsten. Jetzt reist Jeder, war Jeder in Paris und Rom, London und Venedig; und wer nicht dort war, kennt Landschaft und Tracht, Paläste und Dome von Wochenillustrationen und Ansichtkarten her. Selbst auf der höchsten Galerie wissen heutzutage die Leute ungefähr, wie es am Hof der Jungfräulichen Königin zuging, im Dogensitz Dorias aussah; wissen, daß ein mit Krüppelkiefern umsäumter Tümpel nicht dem Mittelmeer gleicht. Schulkinder waren in der Tellskapelle und sind enttäuscht,

wenn das Rütli anders ist, als sies vom vierwaldstätter Dampfer aus sahen. Dazu kam die Prunksucht der Bourgeoisie, die endlich nun auch in Deutschland zur Herrschaft gelangt war und sich für Meyerbeer, D'Ennery, Verne, für Piloty und Makart, für Pittipaläste und Renaissancegeräth begeisterte. Die Bequemlichkeit einer Technik, die kaum noch einen Wunsch unerfüllt ließ (schon Kean hatte mit Wandeldekorationen gearbeitet und über Wagners Festspielbühne strömte gar nun der Rhein). Und die Nothwendigkeit, sich gegen den Ansturm der Großen Oper, der Operette, der Feen- und Weltreisemärchen und des „Gesammtkunstwerkes" zu wehren. Prophet, Afrikanerin, Sardanapal, Orpheus, Phileas Fogg, Rienzi und Loge waren gefährliche Konkurrenten. Die Zeit war reif; und Herzog Georg wurde der Exponent ihres Langens.

Er erkannte früh (oder lernte von Eduard Devrient), daß die Oper das Unglück des deutschen Schauspieles geworden, im Theater kleiner und mittlerer Städte nur für eine der beiden Bühnenkunstgattungen, die bescheidenere, Raum und Pflegemöglichkeit ist. Entließ schnell also die Sängerschaar und wagte sich an die schwere Aufgabe, ein gutes deutsches Schauspiel zu schaffen. Die Bilanz seines Wirkens ist seit drei Lustren abgeschlossen und oft genug seitdem geprüft worden. Er hat, wie von Hahn bis auf Possart und Barnay mancher Regievirtuose, durch Uebertreibung gesündigt, für den Rahmen, besonders nach dem ersten Rundreiseerfolg, eifriger als für das Bild gesorgt und vergessen, daß im ernsten Drama alles nicht unbedingt Nothwendige nicht etwa nur überflüssig, nein: dem eng begrenzten Leben des Gedichtes schädlich ist. Die Sammlerfreude am echten Kostüm, Geräth, Bibelot, der penchant vers l'accessoire verleitete ihn manchmal, aus der Bühne ein Raritätenkabinet zu machen, ließ ihn auch übersehen, daß Schillers holdselig keusche Maria nicht die historische Schottenkönigin, Kleists kranker, verträumter Strahl nicht ein derb stolzirender Ritter aus der Heldenchronik ist. Und da er leicht die passenden Dekorationen, Pompkleider, Möbel jeder erdenklichen Form, schwer aber Tragoeden, zarte Schwärmerinnen und gewaltig schreitende Heroinen fand, mußte er, um ans Ziel seines Wunsches zu kommen, mitleidlos den Mimen entthronen, den gestern noch souverainen Herrn zum gefügigen Diener erniedern. Nur der Regisseur sollte herrschen; und dieser Regisseur durfte und konnte nach dem Szepter greifen: denn er war nicht nur Regent, sondern im Kleinstaat seines Wollens ein Theatergenie. Nicht vor der Hoheit nur und dem Brotherrn: auch vor dem Sachverständniß beugten sich die Spieler. Unermüdlich war er; und wo der Künstlerinstinkt versagte, half ein sicherer bon sens und die Erfahrung eines fürstlichen Lebens. Wie man einen Caesar und Leontes, einen Hohenzollern und eine Tudor zu behandeln hat, wußte er, hatte viele Attinghausen und Picco-

lomini in der Nähe gesehen; und duldete keinen Verstoß gegen höfische Sitte. Einem Mortimer, der mit Donnergepolter und gereckter Pranke auf Maria und Elisabeth losfuhr, rief er zu: „Das geht nicht. Königinnen sind keine Köchinnen!" Einer Bertha von Bruneck, die mit der Reitschleppe heftig die Bretter fegte, immer wieder das eine, ein Bischen sächsisch ausgesprochene Wort: „Müde!" Das sollte heißen: Sie sind, Fräulein, müde von der Jagd und haben deshalb nicht herumzulaufen, sondern sich auf dem Rasensitz zu ruhen. So gings von früh bis spät. Vor und nach der Probe aber war auf dem Schloß Privatunterricht. Jeder gehorchte gern, weil Jeder fühlte, daß er vorwärtskam und daß Eifer und Rüge nur der Sache galt. Und der gekrönte Regisseur, der nie verschmähte, sich um das Kleinste, einen Choristenbart oder ein Kinderkostüm, zu kümmern, war kein unerträglich strenger Herr. Nie hätte er, wie am Schillerplatz im Jahr 1905 geschehen, einen Spieler von heute auf morgen aus langjährigem Dienst gejagt, weil der Mann das Verbrechen begangen hatte, als Geßler „in Sammetschuhen zu Pferd zu sitzen". Privilegien gab es freilich nicht; der Brutus von gestern mußte morgen im Chor genuesischer Bürger mitheulen, das heilbronner Käthchen sich unter den Dienerinnen des Fräuleins von Belmont tummeln. Nur dadurch wurde die Individualisirung, das glaubhafte Leben der Massen möglich. Auf der Bühne dieses Herzogs ging es sehr demokratisch zu. Das Volk, die Menge, der Haufe war immer die Hauptperson. Denkt an die Leichenrede des Marcus Antonius, den Einbruch der Pappenheimer, das Schlachtgewühl bei Fehrbellin und Orleans, an die Sturmszenen der Hermannsschlacht und der Räuber. Fast immer gab es zu viel buntes Detail, wurde der Eilmarsch der Handlung verzögert, um dem Zuschauer einen niedlichen Fund, ein Drillmeisterstück, ein Eckchen aus verschollener Historie zu zeigen. Kinderkrankheiten eines neuen Stils, der noch, staunend, sich selbst bewundert. Wer aber kann den Racheschrei römischer Bürger gegen die Ehrenwerthen, das irre Jauchzen und trunkene Lallen der mit dem vom Galgen befreiten Roller recta ins Böhmerdickicht heimkehrenden Räuber je vergessen? Auf keiner deutschen Bühne war Aehnliches vorher gehört worden; auf der größten sogar war eine Massenszene leidiger Nothbehelf, eine Schlacht ein lächerliches Spektakel. Der meininger Regisseur suchte oft den blendenden Effekt und fand selten den tiefsten Ton eines Gedichtes. Für Intimität, für den Reiz leise von Mensch zu Mensch schwingender Stimmung fehlte ihm das Ohr und die sacht gestaltende Hand. Die Architektur und die atmosphärischen Nothwendigkeiten eines Dramas aber erkannte er beinahe stets und that für sie, was er mit seinen Mitteln irgend vermochte. Gab den Räubern endlich das Kleid der Schillerzeit wieder. Ordnete (vielleicht wars seine feinste Meisterleistung) die Wirrniß des ersten

Fieskoaktes zu anschaulichster Klarheit. Rettete die Hirtin von Domremy aus den Tatzen plumper Bärenweibchen. Ließ, als Erster in Deutschland, Molière in dem Stil, Tempo und szenischen Kleid spielen, in dem diese gallische Typenenthüllerkunst auf Moderne noch wirken kann. Und sein Rom, sein Genua und Fabelsizilien, das Lager seines Friedländers strotzte von kräftigem Leben.

Müssen wir ihm nicht dankbar sein? Er wollte, als die Reichsgründung ihn zur Resignation zwang, nicht wie der Herr von Yvetot leben, früh ins Bett taumeln und lange schlafen; nicht zum duc fainéant werden. Drum stellte er sich in den Dienst eines Kunstbetriebes. Lernte erst und lehrte dann fleißig; als gelte es nährendem Handwerk. Wähnte nie, als vom Christengott Geweihter unumschränkt im apollinischen Erbreich schalten zu dürfen; verließ sich nie auf die Allwissenheit seines inneren Auges. Vor jeder Schöpferkraft neigte er, der sich nur einen Nachbildner fühlte, willig das Haupt. Ibsen und Björnson fanden bei ihm das erste würdige Obdach im deutschen Land und dem launischen Genie Hansens von Bülow gab sein Entschluß die Möglichkeit freier Bethätigung. Er hat immer, ohne der Herkunft nachzufragen, mit Leuten verkehrt, die ihm gefielen, von keinem Gast je Knechtsdemuth verlangt und das Getuschel lieber Vettern zornlos belächelt. Sein Theater (und später seine Hofkapelle) hat ihm ungemeine Erfolge beschert; und er ist bescheiden geblieben; still, ernst und gewissenhaft, wie er im Arbeitzimmer, im Kabinetsrath und als Lagergenosse der Zweiunddreißiger gewesen war. This was a man! Noch ist er aufrecht; und, mit achtzig Jahren, wohl auch sichtbaren Zeichens lebendiger Dankbarkeit werth. Den deutschen Schauspielern war er der beste und gütigste Erzieher. Er hat sie an Disziplin gewöhnt, mit ihnen wie mit Seinesgleichen gearbeitet, sie im Ausland zum Siege geführt und die Geltung ihres Standes erhöht. Hat, gegen den Andrang der Großen Oper, gegen den Offenbachrausch und die Wagnergefahr, dem deutschen Drama hohen Stils das bedrohte Bühnenleben erhalten. Dem Theaterherzog muß im Deutschen Reich ein Denkmal gesetzt werden. Von den Theatermenschen natürlich; von Dichtern, Unternehmern und Spielern, denen sein unermüdliches Interesse den Weg erleichtert hat. In jedem deutschen Schauspielhaus müßte am zweiten April der Geburtstag des Herzogs Georg von Sachsen gefeiert, von jedem der Ertrag der Festvorstellung einem Fonds überwiesen werden, der dann schnell so groß wäre, daß man einen Künstler, nicht einen Puppenalleelieferanten, für die schöne Aufgabe werben könnte. Schnell; denn die Dichter könnten auf den Abendgewinn verzichten und das Ausland würde mitsteuern. Die Moskauer, deren Gastspiel seit dem ersten Erscheinen der meininger Truppe das größte Ereigniß unserer Theatergeschichte ist, sagen Jedem, ders hören will, daß sie die Elemente ihrer Kunst in Georgs Thüringerschule erworben haben.

Väter und Söhne.

Wohl Dem, der in einer Zeit lebt, wo lebendige Ueberlieferungen den zum Handeln bereiten Willen aufnehmen und, in fruchtbaren Thaten, der Zukunft entgegenführen! Wahrhaft frei wird jede Kraft nur, wenn sie sich im richtigen Augenblick der Leitung einer Nothwendigkeit überläßt; und mächtig kann sie nur werden, wenn weiser Zwang sie an den rechten Punkten beschränkt. Allein vermag der Mensch nichts; erst die Harmonie mit Vielen macht ihn stark. Die Menschheit ist geworden, was sie ist, indem sich ihre Glieder zusammenschlossen, indem Jeder empfing, wie er gab. Der Einzelne kann niemals die ganze Wahrheit erwerben; denn diese ist unter Alle vertheilt. Selbst das Genie, in dem sich die größte Summe von erkennender Kraft individualisirt, ist ein Kind der Gesammtheit: ein Produkt.

Wenn der Jüngling sich seines Berufes zur Kunst bewußt wird, sieht er sich nach Vorbildern um. Und wenn der Laie seiner Lust zum Schönen Nahrung sucht, wendet auch er sich der Kunst zu. Es ist so natürlich, daß Beide von ihrer Zeit erwarten, was ihnen noththut: der Eine die Lehre, der Andere die Bestätigung. Und was sie von der Kunst an Gedanken höherer Art empfangen, suchen sie ihrer Thätigkeit dann einzuordnen und es der Allgemeinheit in anderer Form zurückzugeben. Die Menschheit aber sieht sich stets nach Individuen um, die Geisteskeime in ihren zeugungfrohen Mutterschoß versenken könnten. Gedanken und Gefühle mit dem Blute der Wirklichkeiten heimlich zu nähren und sie dann als Thaten zu gebären: Das ist so recht die Lust der Allgemeinheit. Um solche fruchtbaren Wechselbeziehungen aber herzustellen, ist eine umfassende Kulturkonvention Vorbedingung. Eine geschlossene Kultur giebt ihren Kunstzöglingen Stoffe, den Stoffen geistigen Gehalt, diesem eine organische Form und sie giebt selbst eine Technik. Wenn sich das Talent dieser Gaben, die keinem erheblichen Zweifel mehr unterworfen sind, bemächtigt hat, sieht es sich fähig, sein Inneres rein und vollständig auszusprechen. Dem Laien aber klingen die Töne einer solchen Kunst vertraut, weil sie künden, was er in seinen besten Stunden ersehnt; rings um sich sieht er tausend Bruderhände und die leisen Stimmen seines Herzens können in einen Chor jubelnder, anbetender Gesänge aufgehen.

Die Menschen einer Zeit haben nie eigentlich weniger Religion als die einer anderen. Der fanatische Atheist unserer Tage hätte wild im Korybantenreigen mitgetanzt oder die eleusinischen Mysterien gesucht; und der moderne Zweifler kann im innersten Gefühl so inbrünstig sein, wie es ein Christ des Mittelalters war. Aber der Lebende steht mit seiner Inbrunst einsam da, weil das Stichwort für Alle fehlt. Das erst entgöttert ihm den Himmel. In diesem Sinn hat der Heutige auch eben so viel Kunsttrieb wie der Mensch der

Vergangenheit; doch kann er sich des Schatzes nicht bewußt werden und so stirbt das große Geheimniß der Schönheit mit ihm dahin, ohne sich offenbart zu haben. Der unsichtbare Besitz bleibt ungenutzt; greift die Hand zu, so verrinnt der Reichthum wie Wasser zwischen den Fingern. Religion ist Ruhe und ihr Kind ist die Kunst. Schönheit ist höchste, von lebendiger Bewegung gesättigte Ruhe. Und diese Ruhe wird vom Künstler wie vom Laien gesucht, die Beide ihrer Bewegung Herr werden wollen.

Wie muß nun dem Jüngling werden, der heute sein innerstes Gefühl der Zeit darbietet! Wo er Ruhe erwartet und weise Lehre, trifft er auf wilden Streit, wo er demüthig empfangen möchte, drängt man ihm eine Waffe in die Hand und er sieht sich gezwungen, im Kampf der Meinungen mitzufechten. Bald berauscht ihn die Wildheit und die Kraftgefühle stellen sich in den Dienst schlimmer Instinkte. Im Gewimmel der Parteien schließt er sich den Rücksichtlosesten an und stößt im Haufen froh und frech den Kampfruf seiner Genossen aus. Kommt dann, früher oder später, ein Augenblick der Besinnung, so sieht er sich, der mit Kränzen im Haar und bräutlich bang erschien, inmitten einer Schaar roher Genossen, mit Wunden bedeckt, von Staub beschmutzt; und voll Scham und Ekel birgt er das Gesicht in den Händen.

Für den ernsten Menschen ist es schwer geworden, das Leben zu leben. Eine kalte Atmosphäre des Zweifels erfüllt die Welt mit feucht frostigen Nebeln, nimmt der Farbe das freudige Leuchten, der Form die greifbare Klarheit, deckt die Fernen mit Ungewißheit zu und macht den Boden schlüpfrig, daß der Fuß die Sicherheit verliert und ängstlich gleitet. Grundsätze brechen zusammen, die ewig schienen. Die Väter bleiben bei den Trümmern und suchen mit trotziger Alterskraft die Reste zu stützen, rings umtobt von der Zerstörungslust der Jugend. Die Unsicherheit der Zustände führt den Einen zu träumender Verzagtheit, den Anderen zu brutaler Rücksichtlosigkeit; die Stimmung schwankt zwischen müder Bekümmerniß und forcirtem Hoffnungjubel. Eine unsichtbare Gewalt läßt das chimärische Ziel vor uns zurückweichen, wenn wir ihm entgegenstreben. Wer nicht stark und gesund ist, nicht roh, gleichgiltig und schlecht, geht zu Grunde; die feine, stille Natur, die sich dem eingeborenen Ideal verantwortlich glaubt, zuerst. Die Väter fluchen in der Angst ihrer Liebe den neuen Wegen der Söhne, die Mütter ringen die Hände über den Streit zwischen Gatten und Kindern und grübeln, warum der Unfriede ins Haus getragen werden mußte. Die beiden Geschlechter erneuern mit furchtbarer Erbitterung den uralten Kampf. Aus der Ehe flieht das Vertrauen; Mann und Weib spüren die Schwächen des Geschlechtes auf und bejubeln mit feindlicher Freude jeden Vortheil; in Stunden der Brunst nur nähern sie sich mit jäher, unreiner Zuneigung. Alles Gift, alle Schmach der Zeit schließt sich zu persönlichen Schicksalen zusammen. Die Wahrheit hört sich an wie Lüge und die

Lüge wie Wahrheit. Erhabenes und Gemeines, Künstliches und Natürliches, Ehrliches und Erheucheltes, Rohes und Ueberfeinertes: Alles braut sich zu einer dichten, ungesunden Luft zusammen, die dem Lebensmuth den Athem benimmt.

Die Väter sind unmerklich in die neuen Zustände hineingeglitten, ohne sie zu begreifen; zum Bewußtsein ist der moderne Geist erst in den Söhnen gekommen. Jene wurden noch von einem kategorischen Sittengesetz geleitet. Das war freilich ein seltsames Ding, zusammengesetzt aus vager Zuversicht auf eine göttlich väterliche Lenkung des Lebens, aus halber Aufklärung und rationalistischer Romantik, aus pedantischem Liberalismus, Feierabendästhetik und Sonntagsbegeisterung. Die Idealkraft reichte für die Fälle aus, wo es galt, das Schädliche zu unterlassen, selbst abzuwehren; nie aber hat sie schöpferische Fähigkeit bewiesen. Das geistige Kapital der Nation ist verbraucht, nicht gemehrt worden. Die Väter erheben den Anspruch, Charaktere zu sein, und sind doch, mehr, als sie selbst es ahnen, schwache, ängstliche Kompromißler. Sie haben uns kaum etwas Schlechtes gegeben; aber lebensstarke Ideen verdanken wir ihnen auch nicht. Gewiß: sie haben uns arbeiten gelehrt; doch die Arbeit war niemals freudig, sondern still, emsig, gedankenlos und pflichtgemäß.

Die Söhne wiederum haben bewiesen, daß sie den Ideen, als deren Anwälte sie auftreten, nicht gewachsen sind. Sie können freilich nicht gleich über den Problemen stehen; man sollte aber meinen, daß der Ernst der Situation ernste Männer geschaffen habe. Niemals jedoch ist eine Generation unreifer gewesen. Die Vorurtheillosigkeit ist das Banner, unter dessen Schutz gefährliche und arglistige Kindereien getrieben werden. Die selbstverständlichsten Voraussetzungen des Gesammtheitlebens, Kulturwerthe, die zu schaffen Jahrtausende nothwendig waren, werden als etwas Unbeträchtliches ignorirt; die Nothwendigkeit freiwilliger Begrenzung wird von diesen Voraussichtlosen nicht anerkannt, trotzdem sie über ihre „Freiheit" bei jedem Schritt stolpern. Vom Instinkt, vom unbewußten Kulturtrieb wird das Leben wohl ernst genommen; aber das Bewußtsein benimmt sich leichtsinnig, wie ein Schwärmer auf dem Karnevalsfest. Wahrhaftige, selbst groß geartete Gefühle liegen hart neben dem Unsinn, ein zukunftsicheres Wollen wird von einer Vernunft bedient, die in Leidenschaften und Ausschweifungen verseucht worden ist, und der Mangel an Einschätzungfähigkeit verwechselt das Wahre mit der aufgeschminkten Lüge, das Sittliche mit dem in den Kleidern der Vorurtheillosigkeit einherstolzirenden Unsittlichen. Was Gesundung bringen soll, sieht wie Verfall aus; unerhörte Uebertreibungen werden laut und die Kraft wird an den falschen Stellen eingesetzt. Starke Begabungen, Träger berühmter Namen geberden sich wie Knaben und die männliche Charakterkraft scheint nur noch bei den Vätern zu sein.

Der Geist des letzten Jahrhunderts hat das religiöse Fühlen und damit das Vertrauen auf sittliche Endziele des Lebens erschüttert, die sozialen

Verhältnisse von Grund auf geändert und entscheidende Standes- und Gesellschaftüberlieferungen vernichtet. Der geistige Besitz ist den Massen preisgegeben, die, wie Hunnenhorden, wild und dumpf aus den Niederungen des sozialen Tieflandes heraufkommen. Es ist eine Art Völkerwanderung. Nur sind die eindringenden Barbaren heute Bestandtheile unseres eigenen Volkes, verstärkt durch große Massen von Proletariern aus den Nachbarländern, denen ungehemmte Freizügigkeit und Verkehrserleichterungen den Weg in die modernen Industriegroßstädte gewiesen haben. Diese Heloten, in denen ein verbissener Herrenwille rumort, mögen eine unverbrauchte Kraft als Ersatz für das Vernichtete zu bieten haben. Vielleicht ist diese Kraft sogar stärker, als die willigste Hoffnung ahnt. Die Lebenden aber spüren zunächst doch die zerstörende Tendenz. Nur auf dem Wirthschaftgebiet werden neue Verträge geschlossen; hier allerdings mit einer gewissen monumentalen Macht, die aus der Entfernung wie ein Kulturversprechen aussieht. Im Geistigen dagegen, in der Ethik und noch mehr in der Aesthetik, sind die Zustände vollkommen chaotisch.

Trotzdem ist der sittlich organisirende Trieb naturgemäß nicht tot; sein Arbeiten bleibt nur unsichtbar in dem ungeheuren Durcheinander disparater Kräfte. Die langsam aufbauende Thätigkeit der Zeit besteht darin, aus den mannichfachen Instinkten der Einzelnen, aus all den Atavismen, halben Ueberlieferungen und revolutionären Zukunftstendenzen gemeinsame Ueberzeugungen von disziplinirender Kraft zu gewinnen. Dieses religiöse Endziel kommt fast Keinem zum Bewußtsein und von dem Spott der Menge wird getroffen, wer es verkündet; dennoch sind Alle, ohne es zu wissen, auf gleichen Wegen. Es gehört zu den großen Kunstgenüssen, diese weit ausholende Entwickelungbewegung zu verfolgen, zu beobachten, wie namenlose Kräfte die Gesammtheit nach bestimmten Punkten lenken und dabei dem Einzelnen doch die Freiheit lassen, zu glauben, er gehe selbständig in anderer, entgegengesetzter Richtung. Das Schicksal (der Erhaltunginstinkt der Gesammtheit) weiß alle Kräfte seinen Absichten dienstbar zu machen und liebt es sogar, Kontraste gegen einander auszuspielen. Und niemals übereilt es sich; mit der Ruhe der Unerschütterlichkeit vollzieht sich das Gesetz.

Heute sind die allgemeinen ethischen Probleme in lauter Theilwerk aufgelöst, in Partikelchen zerlegt; sie werden materialisirt, mit den Fragen des Tages in Verbindung gebracht und diese Splitter der großen Gesammtheitidee erscheinen im Streit der Meinungen dann als Tendenzen, als moralische Thesen und Antitheſen. Das Sittliche wird in Sittenanschauungen parzellirt und jede findet ihre Freunde und Feinde. Das Große, das Eine, noch tief Verhüllte, kann von den kleinen Seelen nicht als Einheit begriffen werden, sondern immer nur in Theilen; die Idee der sittlichen Nothwendigkeit wird in schalen Verdünnungen genossen. Und es ist folgerichtig, daß die Kunst, die zur reli-

giösen Ethik gehört, wie die Leuchtkraft zum Feuer, in diesen Zuständen zur Dienerin aller kleinen Moraltendenzen hinabsinkt. Am Meisten die Kunst, die für tendenziöse Zwecke am Leichtesten benutzbar ist: die poetische. Der Wille, sich mit dem Leben in allen seinen Theilen empirisch-moralisch auseinanderzusetzen, kann sich zwar aller Künste bedienen; aber nicht aller gleich gut. Die Poesie vermag auf einer gewissen Stufe sehr überzeugend den Kampf, die Qual und Zerrissenheit der Zeit selbst darzustellen. Die dramatische und epische Poesie unserer Tage liefert den Beweis. Sie handelt zur Hälfte immer von den Konflikten zwischen Vätern und Söhnen. Dieser Zeitstoff wird in allen zufälligen Erscheinungarten, innerhalb aller möglichen Milieus abgewandelt. Die vielen „Richtungen" der vergangenen Jahrzehnte, die angeblich einen Kampf um die Form geführt haben, sind in Wahrheit nur als Bemühungen um den modernen Lebensstoff anzusehen. Man stritt um moralische Ideen, um positive oder (noch öfter) um negative Sittenprobleme, um gesellschaftliche oder staatliche Einrichtungen. Wenn diese Streitigkeiten mit Vorliebe der Poesie und vor Allem dem Theater überwiesen wurden, so zeugt diese Thatsache von der falschen Scham, die verbietet, Fragen der Sittlichkeit klar und einfach, ohne Umschreibungen, zu diskutiren. Und sie ist auch ein Beweis für das kindliche Anschaulichkeitbedürfniß der Menge. Man bedarf für Moralprobleme der Bühne, wie Kinder Bilderbücher haben müssen, um Art und Unart unterscheiden zu lernen.

In der Architektur und den Bildenden Künsten äußert sich die Unproduktivität der Zeit zur Hälfte immer als Stockung. In Perioden, wo der beweglichen Poesie ein Ueberfluß an Stoffen und Tendenzen zur Verarbeitung gegeben ist, fehlt es vor Allem der Architektur und Skulptur an den rechten Aufgaben; und weil ihnen damit auch die Möglichkeit, werthvolle Formen zu gewinnen, genommen ist, greifen sie in die Vergangenheit und sichern sich auf dem Wege der Anempfindung das Unerläßliche. Wir sehen darum in Zeiten, wo es unter den Poeten unendlich viele Verzweifelte giebt, in den architektonischen Künsten besonders oft die behaglich Gedankenlosen. Wenn Bildhauer und sogar Architekten heute doch in den Kampf der Meinungen verwickelt werden, so ist es ein Zeichen, daß sie zum Aeußersten getrieben sind. Ein Zwischengebiet ist die Malerei, weil sie bis zu gewissen Graden die Aufträge der Poesie entgegenzunehmen vermag, aber zugleich auch formal ähnlich gefesselt ist wie die Skulptur. Der Dichter mag im guten Glauben die Tendenz, den Stoff mit der poetischen Idee verwechseln, denn er täuscht sich dann nur über Gradunterschiede, nicht um Artverschiedenheiten; er verfehlt es im rechten Augenmaß für Das, was zeitlich und was ewig ist. Auch in seiner Kunst soll zwar die Form Alles sein; doch kann ihm diese leichter als in den Bildenden Künsten im Stoff verloren gehen, weil das Organ der Poesie nicht das an spezifische Sinneswahrnehmungen gebundene Auge oder Ohr ist, sondern die

bis zur höheren künstlerischen Erkenntniß so schwer zu steigernde Logik der grenzenlosen Empirie. Die Malerei aber muß, wenn sie sich herabläßt, die Arbeit der Pseudopoesie zu verrichten, auf die ihr eigenthümliche Form (Das heißt: auf ihre besondere Schönheit) verzichten, weil diese ihre eigenen Entstehungsgesetze hat. Was in dem poetischen Tendenzbild, diesem Produkt einer unklaren Zeit, an Formelementen Platz findet, besteht daraum aus mehr oder weniger geschickt zusammengelesenen Bruchstücken. Um aber reine Form zu gewinnen, genügt es auch wieder nicht, wenn der Maler der Poesie die Heeresfolge versagt. Denn wenn er jene Zeitfragen, die ihn zur poetisirenden Tendenz locken, nicht geistig ganz überwunden hat, werden sie unsichtbar doch gegenwärtig sein, auch wenn sie mit dem Stoff unmittelbar gar nichts zu thun haben. Als Zweifel oder Unklarheiten werden sie neben der Staffelei stehen und die Form verderben. So muß der Maler die besten Jahre an Fragen verschwenden, mit denen seine Kunst nur als Voraussetzung zu thun hat, deren Beantwortung in einer Kulturepoche mit in seiner Erziehung enthalten wäre, und er steht, in Folge dieser Ueberbürdung mit geistiger und seelischer Arbeit, im besten Fall als Mann, wo er sonst als Jüngling schon gestanden hätte. Was gehen ihn als Maler unmittelbar Fragen der Religiosität, Weltanschauung und Ethik an? Wenn ihm erschöpfende Erklärungen, die den Zweifel nicht aufkommen lassen, schon als Kind werden, scheint die Welt seiner von allem Ballast befreiten Anschauungskraft klar und faßbar; er hat das Gefühl bereit, sich vom Auge belehren und bereichern zu lassen. Heute aber vermischt sich ihm die geistige Arbeit mit der künstlerischen; die Ungewißheit des Gefühles wird zur Unklarheit der Anschauung, die Unsicherheit des Meinens zur Unsicherheit des künstlerischen Ausdruckes. Denn insofern bedarf er doch wieder des Weltgefühles, als es ja die Vorbedingung jeder fruchtbaren Kunstübung ist. Wenn der Maler es hat, besitzt er das Selbstverständliche; wenn es ihm aber fehlt, vermißt er das eigentliche Objekt. Er stellt ja immer ein Stück Welt dar, das durch einen Glauben, ein Gefühl, ein Temperament gesehen wurde, und für ihn existirt nicht das Ding an sich, sondern nur eine persönliche, in einer Gemeinsamkeitidee reif und frei gewordene Anschauungform.

Die Dichter haben verstanden, diesen Mangel, der die Klassizität der Kunst verhindert, hinter den Schleiern einer veredelnden Lyrik zu verbergen. Der faustische Gram und die Qual über die Unfähigkeit, zum Schönen zu gelangen, kleiden sich in Gewänder lyrisch malender Leidenschaft. Grabbes Formlosigkeiten konnten bis heute der Zeit widerstehen, weil die wilde Schwärmerei dieses verschlagenen Dichtergeistes in die grotesken Dramengebäude Einzelheiten von schaurig cyklopischem Reiz hineingebaut hat. Niels Lyhne starb im Zweifel, der sein Leben zur Unproduktivität verdammt hatte; aber die Kontemplation seines weichen Schmerzes, der Reichthum seiner Armuth ergreifen den Zu-

schauer und breiten über die Leere dieses Daseins eine mit gefälligen Ornamenten durchwirkte Decke. Hölderlins feminines Griechenthum wurde von der Zeit zerbrochen; doch es ließ Spuren seines Erdenwallens, als zarte, starre Arabesken einer hochgearteten Kultursehnsucht, zurück. Nietzsche rang nach höchsten Zielen und erschöpfte sich, ohne dauerhafte Formen geschaffen zu haben; sein Ringen selbst aber ist in Verklärung getaucht. Ein ans Krankenbett der Zeit gefesselter Berserkerwille hat sich selbst dargestellt und der Menschenwürde ein Denkmal gesetzt. Die Hölle der Zeit, gestaltenreich wie das Inferno Dantes, ist von Dostojewskij geschildert worden; aber dieser Dichter konnte nicht an der Seite eines Klassikers den Graus unbefleckbar durchwandeln, sondern war selbst ein Verdammter. Von der klassischen Ruhe großer Kunst, wie Hebbel sie intellektuell zu konstruiren versucht hat, ist in den Romanen des Russen nichts zu spüren, vielmehr kreischen die Schrecken des Daseins gellend durch die reiche Dichterwelt; dennoch brechen heiße Ströme von Schönheiten aus dieser hohen Zeitkunst hervor und reißen den Leser ohne Widerstand durch die wilden Fieberschauer des Mitleidens.

Während der Dichter so mit der Lyrik seines erregten Gefühls selbst weitgehende ästhetische Ansprüche befriedigt, kann der Maler den berechtigten Forderungen nur genügen, wenn er sich zur Ruhe der objektiven Anschauung erzieht. Um diese schwere Arbeit nur zu unternehmen, bedarf es der in unseren Tagen so seltenen Erkenntniß Dessen, worauf es dem Pinsel, dem Meißel ankommen muß. Sogar starke und intelligente Begabungen benutzen heute das Werkzeug, um sich selbst die Fragen zu beantworten, die im regelrechten Lauf der Dinge durch die religiösen, ethischen und sozialen Konventionen ihre Erledigung finden. Künstler solcher Observanz haben ein großes Publikum für sich, weil sie, statt der Form, den Stoff darbieten, auf den nur Wenige verzichten können: Die nur, die ihn überwunden haben. Solche Kunst regt die Zeitgenossen auf und wird zur Sensation, weil sie von Denkresultaten handelt, die sich auf Auseinandersetzungen mit dem Lebensstoff beziehen. Die wahren Kulturarbeiter (und darum auch die am Meisten leidenden Kulturopfer) sind aber die Kämpfer um die reine Form.

Das Leben vieler Künstler, die das große Publikum für die Narren der Ausstellung hält und deren Werke es mit kreischendem Gelächter empfängt, ist oft eine bange Tragoedie. Nicht das Ringen der Gedankenkünstler ist das schwerste; sie nehmen skrupellos die Schönheitformen aus aller Vergangenheit und thun nicht viel mehr, als daß sie um die Theile das geistige Band ihrer Begriffe schlingen. Die Anderen aber verschmähen es, mit der Väter reichem Prunkgewand die eigene Blöße zu decken. Sie glauben, der lebendigen Tradition am Besten zu dienen, wenn sie sich zur Selbständigkeit erziehen. Und in der That werden die Verbindungen der Zeiten von unsichtbaren Schicksals-

händen geknüpft; will der Mensch mit seinen plumpen Begriffen es besser wissen und die Arbeit der Nothwendigkeit korrigiren, so thut er in seiner Blindheit das Verkehrte und verwirrt, wo er klären will. Daß wir Enkel sind, kommt eben dann zu klarstem Ausdruck, wenn wir nicht das Gebahren unserer Ahnen äußerlich nachahmen, sondern uns ganz geben, wie wir sind. Je werthvoller im Zukunftsinn, je neuartiger im Sinn der Gegenwart ein Kunstwerk ist, desto natürlicher erscheint es ganz von selbst der Vergangenheit, der Tradition verknüpft. Das aber ist heute gerade das Schwere: selbständig zu werden in der isolirten Lage, worin sich der Einzelne befindet. Die Künstler seufzen unter dieser Arbeit wie Sisyphos. Aus den Tiefen des Unbewußten können sie wohl neue Schönheitwerthe heraufholen; aber zugleich bringen sie auch die Schlacken der Unvollkommenheit mit. Soll das Schöne ans Tageslicht gebracht werden, so muß es sich durch die feste Rinde der Begriffe, Zweifel und Irrthümer arbeiten; und so erscheint es dann, wenn es Gestalt gewonnen hat, oft als ein groteskes Wesen, das eher erschreckt als erfreut. Die Flamme, die rein und still brennen sollte, wird von den Athemzügen unruhiger Leidenschaften nach allen Richtungen geblasen und nicht selten wieder verlöscht. Eine Kunst von Formsuchern, wie die Maler Munch oder Van Gogh es sind, ist darum schwer zu würdigen. In ihr stöhnt dumpf der Lebensschrecken, Formen und Farben lodern wild, wie vom Wahnsinn gepeitscht, gegen einander, die Kontraste stoßen sich hart, die Natur empört sich unter dem Pinsel und strebt in den Urzustand zurück. Die Lebensleidenschaft liegt qualvoll in Geburtwehen. Aber hinter Alledem erheben sich, tief noch umschleiert, eine Schönheit und eine Wahrheit, die von dieser Verzweiflung gemarterter Herzen nichts wissen.

Die Alten stehen vor diesen Emanationen eines ihnen unbegreiflichen Wahnsinns mit Entsetzen und prophezeien das Ende der Kunst. Aber die Kunst hat kein Ende, so lange es Menschen giebt. Sie hat alle Staatsformen, Religionen und sozialen Kollektivbegriffe überdauert und wird auch unsere Zeit überwinden, wird noch aus Giftblumen Honig saugen. Freilich: mit einer anpassungfähigen Begeisterung für Griechenland, mit Schwärmerei für Shakespeare und Michelangelo ist es nicht gethan. Man kann sehr schwach und weichlich sein und doch mit den Heroen der alten Kunst einen reinlichen Kultus treiben. Um es den großen Zeiten und Menschen aber gleich zu thun (und tiefer sollte ein Geschlecht sich das Ziel nie stecken), bedarf es anderer Kräfte als der Nachempfindung. Wo es zu schaffen gilt, muß sich der Charakter selbst betonen und den Tugenden der Unproduktivität: der Pietät und der Gerechtigkeit, entfliehen. Wir können nicht auf die Warnungen der Väter hören, müssen sie ihren absterbenden Kultur- und Kunstanschauungen überlassen und ertragen, daß sie uns wie Verlorene betrachten. Wir müssen scharf ins Leben hinein, auf die kraftvollsten Wirklichkeiten blicken und darin den

mächtigen, hinter Nichtigkeiten verborgenen Kulturwillen erkennen. Eine monumentale Kraft ist still am Werk; überall wirkt sie in gleicher Richtung und alle Theile bereitet sie sichtbar für den einstigen Zusammenschluß vor. Diese latente Kulturkraft der Allgemeinheit ist zugleich das stille, aber unhemmbare Wollen (oder Müssen; wer könnte es unterscheiden?) unserer in die Zukunft sehnsüchtig hineinwachsenden Seelen. Indem wir ihm folgen, dienen wir uns selbst. Es ist nicht leicht, hinter dem bunten Vielerlei den stetigen Trieb zu erkennen; für den Künstler nicht leicht, sich von ihm führen zu lassen, und am Schwersten vielleicht für den Laien, ihm mit der profanen Arbeit praktisch zu dienen. Ein heimliches Ideal aber lebt unter uns; täglich wird es deutlicher sichtbar und immer klarer zeigt sich seine über alle Länder fort organisirende Kraft. Aus den kleinen und großen Bedürfnissen des Lebens wächst es empor, in den stärksten Realitäten gedeiht es am Besten, und was häßlich und gemein schien, entpuppt sich plötzlich dem staunenden Auge als Gerüst und Gerippe großgearteter Gesammtheitformen.

Ob die Kultur der Zukunft, die wir ersehnen und an der wir arbeiten, klassisch sein wird? Das wäre ein feiges Bedenken! Genug, wenn sie nothwendig, stark und organisch sein wird. Schönes Leben, das in sich bestehen kann, bildende Kraft, die ihre Quellen in sich selbst trägt, ein Ideal, das zur Selbsterhaltung nothwendig ist: das Alles wird stets klassisch sein, selbst wenn keine Form an die alte Welt erinnert. Gedanken, die sich rückwärts wenden und ängstlich von der Geschichte Zustimmung erwarten, müssen wir fliehen. Begriffe, seien sie noch so edel und tiefsinnig, können heute nicht helfen. Zuerst gilt es, Gefühlskraft zu entwickeln, das Leben zu steigern, die schaffenden Fähigkeiten gesunden zu lassen. Bevor wir organisiren, muß das Material dazu vorhanden sein. Und dieses Material liefert uns nur die überlegene Kraft, die griechisch einfach und selbstverständlich ist, weil sie alle überwundene und beruhigte Bewegung enthält.

Wir werden die Resultate nicht mehr genießen; auch unsere Kinder nicht. Eine Kultur wächst langsam, um so langsamer, wenn sie nicht ein kleines helleniſches Volk, sondern zwei Kontinente umfassen soll. Trotzdem sollten wir uns der Arbeit ganz hingeben und alle Gutgesinnten herbeirufen. Nicht, weil wir, in christlich sentimentaler Entsagung, Freude daran finden, für Enkel zu arbeiten, sondern, weil es kein besseres Mittel giebt, das persönliche Leben reich, stark, selbstbewußt und glücklich zu machen, als der Versuch, alle Kräfte einer heroischen, unmöglich scheinenden Aufgabe zu widmen, einer Arbeit, die von der Nothwendigkeit aufgedrungen ist und von ihr stets aufs Neue bestätigt wird. Weil es nichts Würdigeres giebt als Dieses: dem Schicksal ein freiwilliger Diener, der Lebensidee einer Gesammtheit ausführenden Organ zu sein.

Friedenau. Karl Scheffler.

Der Centralverband Deutscher Industrieller.

Wie sich der Centralverband Deutscher Industrieller der Handelspolitik des neuen Reiches gegenüber verhalten und wie er an der sozialen Gesetzgebung mitgewirkt hat: Das erzählt Herr Bueck, der Geschäftsführer des Vereins, in drei starken Bänden. Die beiden letzten, die im vorigen Sommer bei Guttentag in Berlin erschienen, kann man geradezu eine urkundliche Geschichte der deutschen Arbeiterversicherung und des deutschen Arbeiterschutzes nennen und als Nachschlagebuch empfehlen. Allerdings war es dem Verfasser nicht um die rein objektive Darstellung zu thun. Er wollte zeigen, daß die Vorwürfe, die man dem Centralverband gemacht hat, ungerecht waren. Daß die in ihm vereinigten Unternehmer schon aus eigenem Antrieb mehr für die Arbeiter gethan hatten, als die neuen Gesetze bestimmen (Krupp gewährte seit 1858 jedem durch einen Unfall arbeitunfähig gewordenen Arbeiter bis ans Ende seines Lebens vollen Lohn, der Witwe zwei Drittel davon), daß aber der Verband trotzdem auf die Gesetzvorschläge freudig eingegangen ist und an ihrer Ausarbeitung eifrig mitgewirkt hat und daß die Gesetze viel besser ausgefallen sein würden, wenn nicht die Reichstagsmehrheit, von Mißtrauen gegen die industriellen Unternehmer erfüllt, ihr Ohr dem Rath der bewährten Praktiker verschlossen hätte. Buecks Tendenz ist gerechtfertigt und der Beweis, den er liefern wollte, ist glänzend gelungen; doch muß daran erinnert werden, daß jede Tendenz Licht und Schatten über den Gegenstand, der ihr dient, einseitig vertheilt. Der ins hellste Licht gestellte Centralverband erscheint als Vertreter des gesammten gewerblichen Unternehmerthumes. Aber es giebt verschiedene Unternehmer und verschiedene Industrien. Es giebt Unternehmer von mehr und von weniger edler Gesinnung, solche, die ein Herz für ihre Arbeiter haben, und andere, die an den Arbeiter gar nicht denken. Unternehmer der zweiten Art werden in dem Werke gelegentlich erwähnt. Auf dem 1878 in Berlin abgehaltenen Kongreß des Verbandes sagte Kommerzienrath Haßler, die Industriellen seien in eine schiefe Stellung sowohl den Arbeitern als den Männern der Wissenschaft gegenüber gerathen, und zwar dadurch, daß viele von ihnen „nur einen Weg kannten, nämlich von ihrem Bureau oder Kontor in den Salon oder Klub und zurück, und nicht daran dachten, daß es auch noch andere Wege gebe", zu den Erholungstätten der Arbeiter und zu den Stätten der wissenschaftlichen Forschung. Und es giebt zwei Arten von Industrien, solche, die nur körperlich, geistig und sittlich tüchtige Arbeiter brauchen können, für die also die Forderungen der Humanität mit dem eigenen Interesse des Unternehmers zusammenfallen, und solche, die auch bei Hungerlöhnen und mit elenden Arbeitern ganz gut gedeihen können, wie jetzt eben die Heimarbeit-Ausstellung in Berlin wieder einmal bewiesen hat. Wenn diese beiden Unterschiede berücksichtigt werden, dann ist zwischen den Unternehmern des Centralverbandes und den „Katheder-sozialisten" und „sozialen Pastoren" eine Verständigung möglich.

In diesem Gegensatze zwischen den Praktikern und einigen Theoretikern liegt also gar keine ernstliche Schwierigkeit. Aber es giebt Probleme, die so schwierig sind, daß sie die Nächstbetheiligten nicht auszusprechen, vielleicht gar nicht scharf ins Auge zu fassen wagen; und was mich an Buecks Werk besonders interessirt hat, ist die Art, wie er über diese Schwierigkeiten hinwegschlüpft. So läßt er einen auffälligen Widerspruch unbeachtet, aus dem das eine der beiden Probleme,

die ich meine, das sozialpolitische, hervorschaut. In dem einleitenden Abschnitt des zweiten Bandes erinnert er daran, daß vor Einführung der Arbeiterversicherung auch der bravste Lohnarbeiter keine andere Aussicht hatte als die, bei Arbeitunfähigkeit der Armenpflege und damit einer gewissen Entehrung anheimzufallen. Aus der Erbitterung darüber sei der Klassenhaß, sei die Sozialdemokratie entstanden. In einer Kritik aber, die der Centralverband an dem ersten Entwurf des Unfallversicherungsgesetzes übt, wird die Grenze der Versicherungpflicht mit 2000 Mark Einkommen viel zu hoch befunden und gefragt: „Ist es richtig und durchführbar, im Wege des Zwanges und zu Lasten dritter Personen eine nach Analogie der staatlichen Armenpflege (denn nur diese rechtfertigt den staatlichen Zwang) zu beurtheilende Fürsorge auch für solche Personen aufzubürden, die schon zu den besser situirten Klassen gezählt werden müssen?" Also die Versicherung soll nichts sein als erweiterte Armenpflege, obwohl man erkannt hat, daß diese erbittert. Warum wohl? Aus zwei Gründen, die nicht ausgesprochen werden und von denen zunächst nur einer interessirt. Die Unfall-, die Altersrente darf nicht viel über das Armengeld hinausgehen, weil, wie bei anderer Gelegenheit angedeutet wird, eine reichliche Rente die Arbeitwilligkeit schwächen und dazu verleiten würde, früher als nöthig auszuspannen, wohl auch, sich absichtlich eine Verletzung zuzuziehen. Die Generalspension braucht nicht nach Armenrecht bemessen zu werden, denn sie kommt, trotzdem sie ein behagliches Dasein ermöglicht, dem damit Begnadeten immer noch zu früh; und bei einem Gutsbesitzer, einem Kaufmann schadet es gar nicht, wenn er sich schon mit vierzig Jahren eines Vermögens erfreut, von dessen Zinsen er bequem leben könnte. Worin liegt der Unterschied? Faulheit mag das radikale Böse und zu ihrer Ueberwindung Zwang der Menschheit nothwendig sein; aber der Faulheit wirkt doch im gesunden Durchschnittsmenschen der natürliche Drang nach Bewegung und Thätigkeit entgegen. Der Forscher bedarf keines äußeren Sporns zu seiner Thätigkeit. Das Künstlergenie rennt sich eher den Kopf an der Wand ein, als daß es sich durch äußere Hindernisse von der Bethätigung seiner Himmelsgabe zurückhalten ließe. Die Gärtnerei, die Landwirthschaft, die Jagd üben bei aller Mühe und Beschwerde, die sie verursachen, einen so starken Reiz aus, daß sich ihnen Viele widmen, die es gar nicht brauchen. Und der Kaufmann, dem ein Millionengewinn winkt, schreibt und spekulirt aus eigenem Antrieb Tag und Nacht. Dagegen fällt es keinem Menschen ein, zu seinem Vergnügen oder von leidenschaftlicher Liebe zur Sache getrieben, in einem Schacht Kohlen zu graben oder in einer Spinnfabrik Fädchen anzuknüpfen oder Streichhölzchen mit Phosphor zu versehen. Die moderne Industrie erfordert Arbeiten, die kein vernünftiger Mensch ungezwungen thut, und darum darf, wenn sie gethan werden sollen, die Noth, die dazu zwingt, nicht aufgehoben werden, darf die Ruhe, die den Arbeitunfähigen erwartet, nichts Verlockendes haben. Der moderne Industriearbeiter ist ein Zwangsarbeiter, und ein je größerer Theil der Bevölkerung in der Industrie beschäftigt ist, in desto größerem Umfang besteht das Volk aus Zwangsarbeitern.

Noch deutlicher wird die Sache, wenn wir nach der politischen Stellung des modernen Lohnarbeiters fragen. Der Centralverband hat auf diese Frage wiederholt die übliche Antwort gegeben: auf dem politischen Gebiet und auf dem des Rechtes sei der Arbeiter frei und dem Unternehmer gleichberechtigt; aber die Gleichberechtigung könne nicht auf das soziale und das wirthschaftliche Gebiet übertragen

werden. In der Fabrik sei der Arbeiter dem Fabrikbesitzer und dem Aufseher untergeben und habe zu gehorchen. Der zweite Theil der Antwort ist zweifellos richtig; die Republik in der Fabrik ist kein kleinerer Unsinn als die russische Republik; aber der erste Theil ist falsch. Der Lohnarbeiter ist auch politisch und vor dem Strafgesetz nicht gleichberechtigt (nicht in allen Stücken gleichberechtigt; in einzelnen wohl; bei einem Morde macht es keinen Unterschied, ob der Verbrecher ein Mitglied der herrschenden Stände oder ein Arbeiter ist) und er kann es nicht sein. Man sieht auf den ersten Blick schon ein Dutzend Ungleichheiten, von denen nur die eine genannt werden soll, die sich zuerst aufdrängt. Wie es um das Koalitionrecht steht, hat schon Adam Smith sehr hübsch beschrieben, der, von tiefem Mißtrauen gegen die gewerblichen Unternehmer erfüllt, behauptete, deren ganzes Leben sei eine permanente Verschwörung gegen ihre Arbeiter und gegen das Publikum. Ein Unterschied, der jedes Bemühen, gesetzliche Gleichheit herzustellen, wenn sie einmal ernstlich erstrebt würde, vereiteln müßte, ist schon durch die Zahl gegeben. Weder ein Paragraph noch eine Behörde kann die zwei Dutzend Unternehmer eines Industriezweiges in einem Bezirk hindern, sich unter irgend einem geselligen Vorwand in dem Haus des einen von ihnen zu versammeln und beim Wein eine Lohn- oder Preiskonvention zu vereinbaren. Die zehn- oder zwanzig- oder hunderttausend Arbeiter dieser vierundzwanzig Herren dagegen könnten sich nur unter freiem Himmel versammeln: und Das erlaubt die Polizei nicht. Berath ein Theil von ihnen in einem Saal, so steht ein Polizeibeamter dabei, der die Versammlung auflöst, wenn ihn ihre Reden und Beschlüsse gefährlich dünken; und kommt es zu Strike und Boykott, den einzigen beiden Mitteln, das Koalitionrecht der Lohnarbeiter wirksam zu machen, so bringen diese Maßregeln vielerlei Handlungen mit sich, die sehr leicht unter einen Strafgesetzparagraphen gebracht werden können und oft thatsächlich gebracht worden. Auch versteht sich von selbst, daß keine Regirung, die diesen Namen verdient, einen Generalstrike, etwa der Eisenbahner, dulden darf, der den gesammten Verkehr zum Stocken brächte und die Verproviantirung der Großstädte hinderte. Eine Verfassung aber, die entweder unwirksam und Schein bleibt oder, wenn sie wirksam wird, die Existenz des Volkes und den Staat gefährdet, kann nicht ewig bestehen. Alle modernen Staaten werden sich eines Tages vor die Wahl gestellt sehen, ob sie ihr eigenes Dasein gefährden oder durch Aenderung ihrer Verfassungen die Lohnarbeiterschaft als Staatshörige in den Staatskörper eingliedern wollen, und unsere Staaterhaltenden werden mit allen Betheuerungen, daß ihnen die Verfassung heilig sei, um diese peinliche Entscheidung nicht herumkommen. Unsere Verfassungen entsprechen nicht mehr der sozialen Struktur und der Wirthschaftverfassung; aber der Ausgleich wird in einem ganz anderen Sinn erfolgen, als die Sozialdemokraten und die Nationalsozialen meinen.

Neben dem sozialpolitischen Problem taucht das sozialökonomische auf. Als Stumm durch seinen Antrag im Reichstag die Alters- und Invalidenversicherung anregte, erklärte der Centralverband zwar seine Uebereinstimmung damit, zugleich aber, daß die Kosten nicht den Unternehmern und den Arbeitern allein (da die Arbeiterbeiträge durch Lohnerhöhung ausgeglichen werden müßten, also den Unternehmern allein) aufgebürdet werden dürften, weil Das unmöglich und ungerecht sein würde; unmöglich, da der Waarenpreis von der Konkurrenz abhänge und die Kosten der Versicherung nicht decken werde, ungerecht, „da sich die Produktion nicht

allein im Interesse der Fabrikanten vollziehe", sondern „allen der Nation Angehörigen zu Gut kommen." Ja, ist es bei der Landwirthschaft etwa anders? Und darf demnach auch der Bauer, darf der Handwerker einen Staatszuschuß zu seinen Betriebskosten fordern? Denn die Versorgung der im Betrieb inhabil gewordenen Arbeiter, die man ja nicht, wie verbrauchte Pferde, in die Roßschlächterei verkaufen kann, ist doch offenbar ein Theil der Betriebskosten. In der That sind auch nach und nach die Lohnarbeiter aller übrigen Gewerbe in die Versicherung einbezogen worden; und welche Volksschichten bleiben da noch übrig, die den Unternehmern helfen könnten, die Last zu tragen? Ich sehe keine; denn die Beamten werden ja selbst aus dem Steuerertrag erhalten, und um Rentner zu werden, muß man doch entweder in der Industrie oder in der Landwirthschaft Ersparnisse gemacht haben. Die behauptete Unmöglichkeit und Ungerechtigkeit kann also nur den Sinn haben, daß kein Unternehmer mehr das volle Risiko seines Unternehmens zu tragen wagt, daß Jedermann dem Staate, der Gesammtheit, einen Theil der Verantwortung zuschiebt, kurz, daß man den Grundsatz der wirthschaftlichen Freiheit, Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit aufgegeben und sich zum Sozialismus bekehrt hat. Daß das Manchesterthum die wirthschaftliche Freiheit übertrieben hatte und daß diese eingeschränkt werden mußte: darin stimmen ja alle Vernünftigen überein. Mit der nothwendigen Einschränkung war jedoch ursprünglich nur gemeint, daß der Staat Solchen helfen müsse, die zu schwach seien, sich selbst zu helfen, wobei vorausgesetzt wurde, daß sie immer in der Minderheit bleiben würden. Aber wenn nun alle Lohnarbeiter in diese Kategorie gehören, wenn die Lohnarbeiter die zahlreichste Bevölkerungschicht zu werden drohen, wenn zuletzt auch die Unternehmer vom Staat einen Zuschuß zu den Betriebskosten fordern, dann gute Nacht, wirthschaftliche Freiheit! Dann giebt es, etwa mit Ausnahme der Journalisten und der Künstler, keinen Menschen mehr, der völlig auf eigenen Füßen stünde und seines Glückes Schmied wäre, wie ehedem der Landwirth, der Handwerker, der Kaufmann. Es mag sein, daß die Verflechtungen und Verwickelungen des großindustriellen Produktion- und Absatzprozesses, die von Optimisten als der Nährboden sozialer Gesinnung gepriesen werden, die volle Selbständigkeit ungemein erschweren; darauf deutet ja auch die Flucht vor der Selbstverantwortung in die Aktiengesellschaft und ins Syndikat hin. Aber dann bedeutet eben die Industrialisirung der modernen Gesellschaft den nahenden Sozialismus, der freilich ein Bischen weniger anmuthig aussehen wird als die Träume von William Morris, Bebel und Bellamy. Wie die Unternehmer die Annäherung an den Sozialismus gespürt und wie sie sich gegen die ersten Schritte nach dieser Richtung gesträubt haben, merken wir an der vorhin erwähnten Kritik der Einkommengrenze für die Versicherungpflicht. Diese, so urtheilte der Verband, sollte sich nur auf die Schicht erstrecken, die unter den englischen Begriff der paupers fällt. Das war der zweite Grund dafür, die Arbeiterversicherung als erweiterte Armenpflege aufzufassen. Nahm man auch den Leuten, die zwischen tausend und zweitausend Mark Einkommen haben, die Pflicht ab, für die Zeit des Alters und der Invalidität selbst zu sorgen, gestand man damit zu, daß die Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr ganz auf eigenen Füßen stehe, so bekannte man sich zu der Nothwendigkeit der Sklaverei oder zum Sozialismus. Die Unternehmer merkten nicht, daß sie das Bekenntniß zum Sozialismus schon vorher abgelegt hatten: als sie für sich selbst Staatsunterstützung in Anspruch nahmen.

Neisse. Karl Jentsch.

Prinzessin Marianne.

Sie erröthete über das Allergeringste; sie glich einem Mondstrahl in einem rosa Musselinkleid; sie war so fein und zart von Sinn und Gestalt, daß das Leben sie gründlich und gräßlich mitnahm.

Ihr Vater war der Herzog von Strelitz. Die Hofgesellschaft war ganz blau von romantischer Aesthetik und saß fast den ganzen Tag auf dem Fenstertritt, um in den Spion zu sehen, ob nicht bald ein Unterthan unten auf der Straße vorübergehe. Von Zeit zu Zeit ging dann auch ein Unterthan schnellen Schrittes an dem kleinen Residenzschloß vorüber, wo die Damen kreisrunde Rosen auf Stramin stickten und die Herren aus Heines Buch der Lieder vorlasen.

Prinzessin Marianne saß anmuthig über ihre Stickerei gebeugt und betrachtete das Leben als etwas Rosenrothes mit ein paar himmelblauen Nuancen. Die Leidenschaft war Etwas mit Beduinen auf weißen Araberpferden; und Mazeppa auf einem feurigen Rappen und Byron bei Missolunghi. Die Liebe war ein Steinbalkon im Mondschein, eine Strickleiter, lauschende Jungfrauen und „Ewig Dein!“ Die Ehe war ein ewiges Wange an Wange und ein gen Himmel gerichteter Blick. Ein Dichter war ein Mann mit zusammengezogenen Augenbrauen und schwarzem Burnus mit breitem Sammetkragen. Die Kunst war Etwas in der Richtung von „Rebekka am Brunnen“ und „Josef, der von seinen Brüdern verkauft wird“. Denn zu jener Zeit ging Rebekka immer an den Brunnen und Mazeppa wurde unaufhörlich auf einem schäumenden Rappen entführt und Josef fiel fortwährend in den Brunnen. Unter Skulptur verstand man ganz einfach Thorwaldsen, der Michelangelo weit überragte und Phidias ebenbürtig war, ein Weltgeist, der einen denkenden Beschauer mit olympischen Vorstellungen erfüllte. Prinzessin Marianne bewunderte die Gedankentiefe und die Keuschheit an dem dänischen Meister. Hebe stand auf ihrem Nachttisch. Sie trieb Weltgeschichte und verstand darunter etwas Unklares von Friedrich Barbarossa und fernen Klosterhöfen, Walter Scott, „Die Braut von Lammermoor“ und „Guten Morgen, edle Jungfrau, Euer Pferd scharrt schon im Burghof.“ Kummer und Leiden erweckten die Vorstellung von schwarzem Sammet und erhabenen Momenten in der sandigen Lebensanschauung. Der Tod war ein Mausoleum, grüner Epheu und eine Himmelsleiter. Die Prinzessin war musikalisch und schwamm dahin in Träumen und Tönen, wenn sie die weißen Hände auf die Tasten des Klaviers legte; sie träumte von ihrem Lieblingdichter und von der Kunst, den schönen Pilgerweg des Lebens an der in weiße Handschuhe gehüllten Hand eines edlen Jünglings zurückzulegen.

Und dann kam endlich eines schönen Tages dieser erträumte und ersehnte Jüngling. Und es war kein Anderer als Prinz Friedrich von Dänemark, der spätere Friedrich der Siebente. Die Prinzessin mußte über ihr unermeßliches Glück weinen; sie brach mitten in „Schumann“ in Thränen aus und betete dankbar zum lieben Gott, weil er all ihre schönen Träume verwirklicht hatte. Und es herrschte große Freude in Strelitz über das wonnevolle Ereigniß. Und der junge Prinz schrieb nach Hause an Mamsell Rasmussen in Kopenhagen, jetzt sei es geschehen und nichts

mehr dagegen zu machen. Und Christian Winther unterrichtete die erröthende und zarte Marianne im Dänischen und ihre Seele sehnte sich nach Dänemark, wo der Genius der Liebe leibhaftig umherging und sich durch dichterische Thätigkeit und Harfenschlag ernährte.

Die Prinzessin kam nach Dänemark und wurde dem Prinzen vermählt. Und nun geschah das Traurige, daß das Leben, das wirkliche, unbarmherzige und grausame Leben sie gründlich und gräßlich mitnahm. Die Liebe war nicht der Steinbalkon im Mondschein, sondern Püffe und Knüffe und Geschrei und Ohnmachten. Und die Ehe war nicht Wange an Wange und gen Himmel gerichtete Blicke, sondern Lärm und Eifersucht und anonyme Briefe und durchwachte Nächte und verzweifeltes Schluchzen. Schwarze, unabwendbare Verzweiflung!

Und dann reiste die kleine mißhandelte Marianne nach Strelitz zurück. Sie setzte sich wieder auf ihren Fenstertritt vor den Spion. Die Jahre gingen dahin und sie wurde alt und grau; und von allen zerstörten Illusionen war ihr nur eine geblieben: die von dem Tode. Vom Tode, der ein Mausoleum, grüner Epheu und eine Himmelsleiter ist.

Jetzt liegt sie schon lange in ihrem schmalen, schwarzen Sammetsarg, die arme Prinzeß Marianne, die da glaubte, daß das Leben etwas Rosenrothes mit ein paar himmelblauen Nuancen sei.

Kopenhagen. Svend Leopold.

Steigender Rauch.

Träumerisch ins Abendwerden
Lehnt sich langsam Haus um Haus.
Asche dunkelt auf den Herden
Und löscht letztes Glühen aus.

Alles rinnt in Nacht zusammen.
Nur von jenen Dächern bebt
Noch ein Mahnen an die Flammen,
Rauch, der steil zur Höhe strebt.

Seiner Gluth nicht mehr gehörend
Und von ihr doch hochgewellt,
Sich in seinem Flug verzehrend
Und schon Wolken zugesellt,

Eine sanfte, wunderbare
Schwebe ohne Schwergewicht,
Steigt er silbern in das klare
Ruhevolle Sternenlicht.

Ist nicht, was ich dumpf begehrte,
Seines Wesens tiefster Sinn,
Daß ich mich in Gluthen klärte
Und dann zu den Sternen hin,

Aus dem Dunkel in die Helle,
Schlacke nicht und nicht mehr Gluth,
Heimwärts wehte in die Welle
Grenzenloser Lebensfluth?

Wien. Stefan Zweig.

Selbstanzeigen.

Die Zeitgenossen. Die Geister, die Menschen. Minden, Bruns' Verlag.

Auf der Suche nach einem Maß der Erscheinungen haben wir im letzten Jahrhundert mancherlei Wandlungen durchgemacht. Zuerst bekamen wir die Methode der Idee; aber schon sehr bald zeigte sich, daß sie für die Gestaltung der Sinnenwelt nicht ausreichte. Dann bekamen wir die Methode des Milieus; aber bei ihr kam wieder das Ideenleben zu kurz. Schließlich endeten wir bei dem Maß der Rasse; eine Entwickelung, in der wir bekanntlich noch stehen. Doch schon hat sich gezeigt, daß auch dieses Maß wieder nicht restlos zureichend sein wird, daß es die Erscheinungen zwar umgreift, doch in einem Umkreis, in dem sie nur noch zur Hälfte sichtbar bleiben, zur anderen Hälfte dagegen ins Vorzeitliche und Abstrakte verschwimmen. Schon die Thatsache, daß die selbe Rasse werthvolle und werthlosere Völker hervorbringen kann, genau wie das selbe Volk werthvolle und werthlosere Menschen hervorbringt, zeigt, wie schwer es sein muß, mit dem Maß der Rasse wirklich zu messen, zu werthen. Immerhin birgt sich hinter den modernen Rassetheorien etwas sehr Lebendiges: nämlich das moderne Völkerbewußtsein. Schon deshalb werden sie, nachdem wir sie einmal gewonnen haben, auch in Zukunft das Fundament unserer Anschauungweise bleiben. Die „Zeitgenossen" wollen von dem Maß der Rasse zwar noch gewisse Voraussetzungen und Ueberzeugungen beibehalten, im Uebrigen aber dahin vorzudringen streben, wo die Rasse sich kristallisirt, wo sie fest wird, wo sie kein biologisches Prinzip der Zuchtwahl, sondern ein leibhaftiges Ding der Wirklichkeit ist: zur Nation und zum Maß der Nation. Die Repräsentanten der Gegenwart, die Strömungen wie die Persönlichkeiten, die Geister wie die Menschen, werden genommen als Repräsentanten ihrer Nation und erklärt aus dem Wesen dieser Nation. Sie werden in eine Proportion gebracht, in der sie sich zu einander verhalten und von einander unterscheiden sollen, wie die Nationen selber sich unterscheiden und verhalten. Dies ist ja doch schließlich das allen Erscheinungen zugleich Gemeinsame und Trennende, daß sie Erscheinungen innerhalb bestimmter Vorgänge geschichtlichen Werdens bilden: Das aber ist bis heute noch immer ein nationales Werden gewesen. So ward ein Maß größerer Totalität gewonnen. Hinzukam, daß es auch die anderen Maße nicht ausschloß, so, wie etwa die Methode der Idee und die Methode des Milieus einander glatt ausgeschlossen hatten. Es war vielmehr möglich, gerade diese beiden ebenbürtig einzubeziehen; die Methode der Idee, insofern dem intellektuellen und enthusiastischen, die Methode des Milieus, insofern dem sozialen und politischen Leben Rechnung zu tragen war.

Paris. Moeller van den Bruck.

Der polnaer Ritualmordprozeß. Berlin, Hayns Erben. 4 Mark.

Mein Buch, dem Herr Geheimrath von Liszt ein Geleitwort mitgegeben hat, behandelt den Mordprozeß, der in den Jahren 1899 und 1900 an den böhmischen Schwurgerichten Kuttenberg und Pisek gegen den jüdischen Schustergesellen Leopold Hilsner wegen Ermordung zweier christlichen Mädchen geführt wurde. Das Verfahren stand unter dem Zeichen der „Blutbeschuldigung" und die durch eine maßlose Verhetzung bewirkte Suggestion der Massen hatte eine Verfälschung des Be-

weismateriales zur Folge. Hilsner wurde zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Mein Buch bringt den Nachweis, daß hier ein grauenvoller Justizirrthum vorliegt.

Rechtsanwalt Dr. A. Nußbaum.

Gedichte. Georg Müller, München.

Eine Probe:

Der Hagestolz.

Du ungeborner Sprosse meiner Lenden,
Mein Söhnchen, lebst im Traum mir Nacht für Nacht,
Ich halte Dich beglückt auf meinen Händen,
Ich darf Dich wiegen leis und zärtlich sacht.

Ich seh' Dich weinen, seh' Dich fröhlich lachen,
Da fällt von Deinem Bild der letzte Flor,
Seh' Dich die ersten zagen Schrittchen machen,
Da trittst Du ganz ans Sonnenlicht hervor.

Wie seltsam grüßen die verschärften Züge,
So kindlich jung, aus anderm Angesicht!
Als ob es tiefgeheimes Wissen trüge,
Schaut dieser Augen unschuldvolles Licht.

Doch oft, wenn wir auf stillem Pfad uns finden,
Wie wird Dein Blick dann bitter fremd und groß!
Ich seh' Dich schmerzlich zögern und entschwinden
Und Gram und Trauer läßt mich nimmer los.

Wien. Franz Himmelbauer.

Der Fall Meier-Graefe. Betrachtungen über die deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart, erster Band. Im eigenen Verlag, Großlichterfelde bei Berlin. 1905. Preis 3 Mark.

Der Streit, den Meier-Graefes Buch „Der Fall Böcklin" verursachte, ist noch in frischer Erinnerung. Thoma, Thode, Liebermann nahmen, Jeder in seiner Art, dazu Stellung; und dieses Thema beherrscht noch jetzt die Kunstdebatten. Ich bezwecke mit meiner Erwiderung weniger eine Rechtfertigung, eine Vertheidigung. Ich will nicht nur Angriffe pariren. Denn ein Gegner läßt sich schwer überzeugen. Aber jedes Negative hat ein Positives. Und so läuft neben dem kritischen Theil die Untersuchung her, worin das Wesen des deutschen Kunstschaffens besteht und wie die Kunst der Gegenwart zu werthen ist. Ich glaube, daß der Deutsche noch eine weite Zukunft vor sich hat, und ich habe mich bemüht, hier den Standpunkt klar und deutlich zu präzisiren. Eine Erweiterung und Erneuerung unserer Kunstauffassung wird dann gegeben sein, wenn der Einzelne, sei er Kritiker, sei er Künstler, Andere würdigt und sich selbst nicht vergißt. Heute aber schwanken wir zwischen der Internationalität eines Commisvoyageurs und der Bornirtheit eines Junkers hin und her. Ich will nicht sagen, daß Alle so denken. Aber in der Oeffentlich-

keit, die so leicht alle Feinheiten, alle Nuancen zu Gunsten einer reklameartig aufgetragenen Grobheit verwischt, ist es so. Auslandssucht ist, logisch bis zu Ende durchdacht, genau das Selbe wie Inlandsprotzerei. Nur kommen beide Lobreden von entgegengesetzten Polen. Und schädlich enger Patriotismus ist genau das Selbe wie das Schielen nach dem Ausland. Beides ist Abhängigkeit. Und gegen Abhängigkeit in jeder Form wendet sich meine Schrift. Man muß nur seinen Standpunkt hoch genug wählen, um die Grenzen in einander gehen zu sehen. Im speziellen Fall heißt Das: nur Der hat die rechte Würdigung der Kunst, der die glänzenden Fähigkeiten der französischen Maler schätzt, ohne an die Eigenschaften der deutschen Künstler zu rühren. Kultur wird nicht gemacht, sondern wächst. Für die Vordergrundsleute, die nicht logisch zu denken vermögen und denen scharfes Sehen abgeht, giebt es nur immer das Eine oder das Andere und sie beweisen die Unfähigkeit unserer Zeit, das Ganze, die Totalität zu sehen und zu bekunden, von Neuem. Ich fasse diesen ganzen Streit als typische Kulturerscheinung von dokumentarischem Werth auf. Auf Den, der fern genug steht, muß er wie ein groteskes Puppenspiel auf einer Schattenbühne wirken. So soll diese Schrift bestrebt sein, Fesseln zu sprengen, auch die der lächerlichen Modesucht, einseitige Auffassung zu meiden und ins Große, Freie zu streben. Sie ist kein Abschluß, kein Endurtheil, sondern ein Anfang; und die Aufnahme, die sie findet, wird zeigen, ob dieser Geist stark genug ist, um in die Zukunft weisen zu können.

Großlichterfelde. Ernst Schur.

Deutsches Theaterrecht. C. H. Beck, München. 4 Mark.

Das Büchlein ist der Versuch eines jungen Dramen-, Lieder- und Aktenschreibers, die gesammten Rechtsverhältnisse des Theaters im Zusammenhang allgemein verständlich und zugleich einigermaßen systematisch zu behandeln. Für mich hatte eine solche Aufgabe den außerordentlichen Vortheil, daß sie so recht die beiden Interessen meines Lebens vereinte: ein ernstes juristisches Ringen nach ausgleichender, versöhnender Gerechtigkeit und eine glühende Begeisterung für die dramatische Kunst. Mit inniger Liebe konnte ich so einen Stoff behandeln, dessen Bearbeitung geplant war, noch ehe ich meine juristischen Studien begann. Gewiß habe ich das Ziel das mir vorschwebte, nicht erreicht. Das Material, vor dessen Fülle (Konzession, Censur, Aufführungrecht, Engagementskontrakt, Preßkritik, Claque, Agentenwesen und -Unwesen, Schiedsgericht, soziale Standesgeschichte, Selbstschutz) die wenigen Wissenden mich gewarnt hatten, wuchs mir unter den Händen. Ein trockener, allzu „wissenschaftlicher" Ton wurde absichtlich vermieden. Ernste Fragen wurden oft in leichtem Ton behandelt, um sie dem Verständniß weiterer Kreise zu erschließen. Der Jurist soll fähig bleiben, seinem Volke verständlich zu schreiben. Klar, kurz und übersichtlich mußte eine solche Arbeit sein. Fast noch mehr mit dem Herzen als mit dem Verstand sind diese Blätter geschrieben. Denn der Autor fühlt sich schuldig, eine nach echt künstlerischen Grundsätzen geleitete Bühne als Volksveredelungsanstalt beinahe noch über Kirche und Schule zu stellen.

Zwickau. Staatsanwalt Dr. Kurt Heinzmann.

Bankbilanzen.

Lauter als alle Statistiken zeugen die Ziffern der Bankbilanzen von der Gestaltung des Wirthschaftlebens. Die Kreditinstitute stehen im Mittelpunkte des Verkehrs und ihre Jahresergebnisse interessiren auch jetzt noch, trotzdem seit dem Abschlußtag, dem einunddreißigsten Dezember, manches Ereigniß das Bild nicht unwesentlich verändert hat. Die Wirthschaft- und Börsenkonjunktur des vorigen Jahres war gut. Die Vorbereitung auf die neuen Handelsverträge kann in gesteigertem Import- und Exportverkehr zum Ausdruck. Dadurch wuchsen die Ansprüche an den Kredit der Banken, die Zinseneinnahmen stiegen, aber mit der Liquidität sah es fast überall schlimm aus. Daß das Börsengeschäft und die mit ihm zusammenhängenden Transaktionen einen recht ansehnlichen Umfang erreichten, beweist die Zunahme der Emissionen (von 1814 auf 3082 Millionen), die Erhöhung der Umsätze bei der Bank des Berliner Kassenvereins (von 40 891 auf 52 713 Millionen) und die Steigerung des Börsenstempelertrages (von 36,27 auf 53,03 Millionen). Der Reichsbankdiskont stieg im letzten Vierteljahr rasch und steht noch jetzt auf beträchtlicher Höhe; ein Warnungzeichen für die Spekulation. Die Neigung zu Angliederungen zeigte sich nicht so lebhaft wie früher; doch kam es bei einzelnen Tochtergesellschaften zu Konzentrationen, durch die, zum Beispiel, die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft in die Nähe der Großbanken gerückt wurde. In diese Gegend gehören jetzt: die Bergisch-Märkische Bank und die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft mit 60, die Essener Kreditanstalt mit 50, der Barmer Bankverein mit 49,40 Millionen. Die Banken hatten Zeit, sich in Ruhe dem laufenden Geschäft zu widmen.

Zu den wichtigeren Erweiterungen im Bereich der neun berliner Großbanken gehören: die Vereinigung der Berliner Bank mit der Kommerz- und Diskontobank, der Firma Born & Busse mit der Nationalbank für Deutschland, die Gründung der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank in Nürnberg durch die Diskontogesellschaft und die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und die Umwandlung des Meininger Bankhauses B. M. Strupp in die Bank für Thüringen. An dieser Transaktion waren außer Strupp die Diskontogesellschaft, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig und die Mitteldeutsche Kreditbank betheiligt. Daß die beträchtliche Erweiterung des Geschäftes nur bei einigen Instituten eine Erhöhung des Aktienkapitals nothwendig machte, war zum Theil darauf zurückzuführen, daß 1904 mehrere Institute, Darmstädter, Dresdener Bank und Schaaffhausen, ihr Kapital vermehrt hatten. Im Jahr 1905 erhöhten ihr Grundkapital: die Kommerz- und Diskontobank (um 35 auf 85), die Nationalbank (um 20 auf 80) und die Mitteldeutsche Kreditbank (um 9 auf 54 Millionen). Weitere Kapitalvermehrungen beschlossen: die Deutsche Bank (um 20 auf 200) und die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft (um 5,7 auf 65,7 Millionen). Das werbende Kapital betrug mit den Reserven bei den neun berliner Hauptbanken 1396 Millionen; für die Dividenden ist ein Betrag von rund 96 Millionen bestimmt worden, so daß eine Durchschnittsdividende von nicht ganz 7 Prozent (gegen ungefähr 6 im Jahr 1904) herauskommt. Fünf Banken haben ein Prozent mehr vertheilt (Dresdener, Darmstädter, Schaaffhausen, Handelsgesellschaft, Nationalbank), zwei (Diskonto und Mitteldeutsche) ein halbes Prozent; die beiden anderen (Deutsche und Kommerzbank) geben eben so viel wie im vorigen Jahr. Bei der Deutschen Bank bekamen im vorigen Jahr die 1901 ausgegebenen

20 Millionen Aktien zum ersten Mal Dividende und die Kommerz- und Diskontobank hatte 85 statt 50 Millionen Aktienkapital zu verzinsen.

Die Verschiedenheit der Buchungmethode erleichtert das Urtheil über die Gewinne nicht. Doch ist nicht zu verkennen, daß die Haupteinnahmen aus dem regulären Bankgeschäft stammen, die spekulativen Gewinne aus Effekten- und Konsortialgeschäften fast überall geringere Bedeutung haben, wenn sie auch, bei dem 1905 so günstigen Kursstand, im Ganzen um 10 (auf rund 40) Millionen gewachsen sind. Daß die Darmstädter Bank die stärkste Mehrung dieses Gewinnes aufweist, kann eben so gut als bedenkliches wie als erfreuliches Zeichen angesehen werden. Außergewöhnliche Ursachen, wie der Verkauf von Aktien der Breslauer Diskontobank, haben wohl zu der Steigerung beigetragen, die im Wesentlichen aber durch die seit Rießers Abgang im Geschäftsbetrieb dieser Bank sichtbaren spekulativen Neigungen zu erklären ist. Immerhin gehörte ein robustes Gewissen dazu, eine Bilanz zu veröffentlichen, deren Effektenbestand über 50 Prozent des Aktienkapitals ausmacht. Trotzdem die Darmstädter Bank 1 Prozent mehr giebt, kostete diese Bilanz ihren Kurs denn auch fast 4 Prozent. Die Börse war zunächst recht unangenehm überrascht. Direktor Dernburg hat sich vergebens bemüht, in seinem Bureau die Vertreter der Presse durch ein Privatissimum zu einer günstigeren Auffassung der Bilanzziffern zu stimmen. Kein Unbefangener kann diese Art spekulativer Verwerthung des Aktienkapitals billigen. Die von der Börsenwitterung besonders abhängigen Institute könnte man Konjunkturbanken nennen. Dazu gehört, außer der Darmstädter Bank, in gewissem Sinn auch der Concern Dresden-Schaaffhausen. Diesmal wurde dem Bankverein, nach der eingeführten Methode der Gewinnverrechnung, von der Dresdener Bank ein Ueberschuß von etwa 254000 Mark ausgezahlt (65000 Mark weniger als im Jahr vorher). Dabei kommt aber in Betracht, daß der große Bohrgesellschaft-Gewinn beim Schaaffhausenschen Bankverein erst auf die nächsten Abschlüsse verrechnet wird. Das Beste, was das Jahr 1905 dem Concern brachte, ist also eine recht beträchtliche stille Reserve, die einigermaßen darüber hinwegtrösten mag, daß Schaaffhausen die stärkste Verminderung der Liquidität zeigt. Die leichter greifbaren Aktiven, zu denen man bekanntlich den Bar- und Wechselbestand, die Bankguthaben, reportirte und eigene Effekten und Lombardvorschüsse rechnet, haben sich, zum ersten Mal, verringert (von 165,14 auf 139,97 Millionen), so daß der nicht gedeckte Betrag der Verbindlichkeiten (Accepte, Kreditoren und Depositengelder) etwa 57 Prozent der Gesammtsumme ausmacht. Dieses Mißverhältniß wird von keinem anderen Institut erreicht; erst hinter Schaaffhausen kommen Dresdener, Nationalbank und Mitteldeutsche mit Unterdeckungen von 40 bis 45 Prozent der Gesammtverbindlichkeiten. Den besten Status hat wieder die Deutsche Bank, bei der etwa 20 Prozent der Verbindlichkeiten aus dem Debitorenkonto zu decken bleiben. Bei dem ins Ungeheure gestiegenen Umsatz dieses Institutes, der fast 78 Milliarden erreicht hat, ist dieses günstige Verhältniß von greifbaren Mitteln und Verpflichtungen wohl der Erwähnung und des Lobes werth.

Je weiter die Geschäfte der Banken sich dehnen, desto nöthiger wird eine durchsichtige Bilanzirung; und da bleibt leider noch mancher Wunsch unerfüllt. Das Verhältniß des Reingewinnes zu den Tantiemen müßte überall sichtbar sein; die Deutsche Bank bucht aber die Tantiemen der Direktoren unter die allgemeinen Ausgaben und die Darmstädter Bank ist dem üblen Beispiel diesmal gefolgt. Warum? Die frühere Buchungmethode war besser; durch die jetzt gewählte wird aus den

Tantiemen außerdem ein Theil des festen Gehaltes, der vor der Feststellung jedes Gewinnes bezahlt werden muß. Daß solche willkürliche Aenderung nicht im Interesse der Aktionäre liegt, lehrt die Bilanz der Dresdener Bank: da beträgt die Tantieme der Direktoren und Beamten 4,75 Millionen, mehr als ein Drittel der Dividende (13,60 Millionen). Man denke sich nun, daß dieses Sümmchen von vorn herein vom Gewinn abgesetzt würde. Jeder Sachkundige lächelt ja über den naiven Wahn, man könne aus Bankbilanzen etwas über den Status wirklich Lehrreiches herauslesen. Mindestens aber sollte die Aufstellungmethode überall gleich sein. Das zunächst Wichtige, die Liquidität, ist schon deshalb schwer zu erkennen, weil einzelne Banken Effekten und Konsortialbetheiligungen zusammenwerfen und Barbestand, Bankguthaben und Wechsel in einem Posten führen, wie die Diskontogesellschaft, daß andere Banken Kreditoren und Depositengelder nicht trennen, wie die Nationalbank für Deutschland, und daß manchmal die Bankguthaben unter den Debitoren stehen. Solche Unklarheiten sind jetzt gewiß weder beabsichtigt noch gefährlich, können in kritischer Zeit aber zu wirklichen Verschleierungen verleiten.

In solcher Zeit würde man auch über die spekulativen Engagements anders denken als heute, wo es den Großbanken gut geht und die Aktionäre keinen Grund haben, wegen des Anwachsens der Verbindlichkeiten sich Sorgen zu machen. Die Darmstädter Bank hat, bei einem Kapital von 154 Millionen, Effekten und Konsortialeinzahlungen im Gesammtbetrag von 120 Millionen, darunter 21 Millionen Aktien befreundeter Banken. Beim Schaaffhausenschen Bankverein sind unter den Effekten im Betrag von 36,71 Millionen rund 16 Millionen nicht börsengängige Papiere, darunter wohl nicht nur solche wie die Aktien der Internationalen Bohrgesellschaft, die nur den zwanzigsten Theil der genannten Summe ausmachen. Die Konsortialeinzahlungen haben sich beim Bankverein von 20,43 auf 30 Millionen erhöht; und das Risiko wird bei so angewachsenen Engagements nicht dadurch geringer, daß 11½ Millionen Betheiligungen an Aktien und Kuxen industrieller Gesellschaften darunter sind. Bei der Dresdener Bank sind die Effektenbestände, die schon 1904 von 38 auf 54 Millionen gestiegen waren, abermals um 12½ Millionen vermehrt; und zum größten Theil sinds Industriepapiere. Bei der Handelsgesellschaft haben sich die Konsortialeinzahlungen beträchtlich, die Effektenbestände nur wenig erhöht. Verringert (von 82 auf 61 Millionen) hat ihren Effektenbestand nur die Deutsche Bank und dadurch wohl in der Nachbarschaft nicht geringen Neist erregt; sie hat sich namentlich von Staatspapieren und Schatzanweisungen entlastet.

Die außerordentliche Steigerung des Debitorenkontos, die bei den neun berliner Banken fast 400 Millionen betrug und zu einer Gesammtanlage von 2140 Millionen führte, zeigt am Besten, wie hoch die Ansprüche an den Bankkredit waren; natürlich hat sich auch das fremde Kapital, das in den Banken arbeitet, erheblich vermehrt. Die Deutsche Bank geht mit dem fünffachen Betrag ihres Aktienkapitals auch hier allen anderen Instituten weit voran. Wer über solche Riesensummen fremden Geldes verfügt, muß stets flüssige Mittel bereit haben und seine Engagements so wählen, daß er den Umschwung der Konjunktur nicht zu fürchten braucht. Die Höhe der stillen Reserven (aus dauernden Betheiligungen und noch nicht verrechneten Geschäften) verbürgt in gewissem Umfang ja die Stetigkeit der Dividendenleistung. Die erste Pflicht jedes Bankleiters bleibt aber stets, für ein gesundes Verhältniß zwischen den greifbaren Mitteln und den Verbindlichkeiten zu sorgen.

Ladon.

Politische Psychologie.

La psychologie, c'est la partie divine de la guerre: so soll ein Wort Napoleons des Ersten gelautet haben. Der Krieg ist aber, nach Clausewitz, nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln: und so müßte sich das feine Wort des zufällig einmal philosophisch gestimmten Imperators auch auf die Staatskunst anwenden lassen. Ein Blick auf Bismarcks politische Waffenführung wird die Annahme bestätigen. Wer Individuen und Völker besänftigen und besiegen will, muß eben ihr Wesen kennen; er muß es intuitiv zu erkennen vermögen. Die theoretische Berechtigung dieser Forderung wird kein Geheimrath bestreiten: leider erweist sich nur praktisch unsere Politik diesem Anspruch nicht gewachsen. Fast alle Schlappen und Niederlagen der letzten Jahre sind durch den Mangel an politischer Psychologie herbeigeführt worden. Der Verlauf des „blutigen" Sonntags hat diesen Defekt in ein so grelles Licht gerückt, daß das wunderliche Phänomen wohl einmal näher betrachtet werden darf.

Die Mobilmachung, die verfügt wurde, hat eklatant bewiesen, daß unser leitender Staatsmann, der doch alle vier Wochen einmal den sozialdemokratischen Feind zu Boden ringt, diesen Feind gar nicht kennt. Er rechnet nicht mit dem deutschen Phlegma, mit der bis zum Grunde unpolitischen Veranlagung des Deutschen, mit der Disziplinirung, der wir seit Jahrhunderten unterworfen sind und der die Sozialdemokratie so unendlich viel verdankt, mit der Einwirkung des Evolutiondogmas, mit der militärischen Schulung unserer Arbeiter, die die Treffresultate vom gefechtsmäßigen Abtheilungschießen noch genau im Kopfe haben, und mit vielen anderen Faktoren. Freilich: wo eine solche Analyse überhaupt nöthig ist, da wird sie nicht fruchten. Ein unbeirrbarer Instinkt mußte dem Kanzler sagen: So sind diese Leute nicht; die unbotmäßigen Berliner sinnen nicht auf eine Gewaltthat, die Wahnsinn wäre; die nüchternen Einwohner unserer sauberen, aber gewiß nicht phantastisch-grandiosen Stadt sind auch aller Naivetät, allem Wunderglauben zu lange entwachsen, als daß sie, den guten Göhre an der Spitze, zum Schloß wallen und von ihrem König den Schlüssel zum Paradies fordern sollten. Der Kanzler muß die Tiraden der rothen Rosa zu gründlich studirt haben, denn aus solchen Deklamationen allein kann er sich den revolutionären ouvrier konstruirt haben, gegen dessen „Unternehmungen" (um in der plastischen Sprache des Grafen Eulenburg zu reden) die berliner Garnison im Januar aufgeboten wurde. Die „echten" Berliner zwar witzeln ja nun darüber, daß jetzt Unter den Linden Krieg im Frieden gespielt wird. Denen aber, die den unerfreulichen Vorgang mit ernsterem Sinn betrachten, bleiben als Erklärung für das Verhalten der Regirung nur zwei Deutungen, die einander allerdings nicht ausschließen: blasse Furcht oder ein Defizit in der Psychologie. Ich halte mich an die zweite Annahme.

Unsere Regirung hat sich niemals zu einer bestimmten Auffassung der sozialdemokratischen Bewegung durchgerungen, niemals ein sicheres Bild vom Wesen des Gegners gewonnen. Bald erschienen den leitenden Männern die Genossen als kreuzbrave Kerle, die, loyal bis auf die Knochen, nur für ihr irdisches Dasein ein Bischen substantiellere Wegzehrung verlangten; bald wurden sie als Elende und Vaterlandlose, gebrandmarkt, die mit Skorpionen gezüchtigt werden müßten. Der wechselnden Anschauung entsprach der Wechsel der Behandlungmethode. Bald Zucker-

brot, bald Peitsche; und Beides unwirksam. Einst getraute sich der Monarch, mit der Sozialdemokratie allein fertig zu werden; heute dröhnt am Geburtstag des Königs Hufschlag und Rasseln der Geschütze zu dem Saal empor, in dem die Nationalhymne intonirt wird, deren Text von einem schalkhaften Poeten des „Kladderadatsch" herrühren könnte. Kein festes Urtheil, kein festes Handeln: Fürst Bülow löst, so oft es nur irgend schicklich scheint, die Böller seiner Beredsamkeit gegen Bebel, Graf Posadowsky erklärt, mit hohlen Worten sei gegen die Sozialdemokratie nichts auszurichten, — und Beide sitzen in einem „durchaus einheitlichen, durchaus homogenen" Ministerium.

Der Körper unseres Staates leidet noch an einer anderen schleichenden Krankheit, die wir als die „Polenfrage" kennen. Daß wir auf diese Frage bald diese, bald jene, niemals aber eine endgiltige Antwort gefunden haben, ist auch auf den Mangel sicheren psychologischen Erkennens zurückzuführen. Einst hieß Koscielski ein politisches Juwel, heute liegen wir in heißem Kampf mit der „sarmatischen Frechheit". Dieser Oberpräsident strich die weiße Salbe seines anodinen Wohlwollens über die wirthschaftlichen Wunden der Deutschen; jener Oberpräsident radirte die polnischen Straßennamen in der Elektrischen weg. Oben wußte Niemand, wie der Gegner beschaffen sei, und die hohen Beamten führten die wildesten Lufthiebe (wie wir denn überhaupt das Motto „Im Zeichen der Lufthiebe" über die gesammte Geschichte der letzten Jahre setzen könnten). Hätten sich unsere Maßgebenden rechtzeitig über den Charakter der polnischen Bewegung unterrichtet, hätten sie rechtzeitig das punctum salions in der wirthschaftlichen, nicht in der politischen Seite der Bestrebungen ausfindig gemacht, so wäre viel Geld und viel Kraft erspart worden. Aber die hohe Königliche Staatsregirung wußte gar nicht, mit wem sie zu thun hatte. Weil es ihr jedoch an psychologischer Intuition fehlte, die natürlich Berichte kurzsichtiger Bureaukraten nicht zu ersetzen vermögen, wurde ihr Handeln sprunghaft und inkonsequent. Der Politiker großen Stils ist aber immer ein Erzieher und die vornehmste Tugend des Erziehers ist Konsequenz. Wenn ein Staatsmann, ein Herrscher ein scharf umrissenes Bild in sich trägt und Ziel und Weg sicher ins Auge faßt, so hat er auch heute noch Mittel genug, um der Nation seine Anschauung zu suggeriren. Ja, er hat heute, wo Scherl und ähnliche Typen Millionen von Lesern am Ariadnefaden durch das politische Labyrinth gängeln, diese Mittel mehr als je. Warum immer noch Deutsche ihre Güter an Polen verkaufen? Warum die „Strecke" des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie so erbärmlich ist? Nun, nicht zum Mindesten deshalb, weil die Polen noch vor nicht allzu langer Zeit als treue Stützen des Thrones galten, weil der Herrscher selbst erklärte, das Streben nach einer höheren Lebenshaltung sei durchaus begreiflich. Eine starke Regirung wird auch heute noch die Massen in ihre Gefolgschaft zu zwingen wissen. Wer nicht weiß, wohin er geht, kommt am Weitesten; aber nur, wenn er ein Cromwell ist.

Nur kurz möchte ich darauf hindeuten, wie eine psychologische Betrachtung der inneren Lage zur Verwerfung aller unnöthigen Repressivmaßregeln gegen die Sozialdemokratie führen muß. Zwar haben sich weite Kreise der Arbeiterbevölkerung von den alten Satzungen der politischen und religiösen Folgsamkeit gelöst, aber das Dogma der Marx und Engels ist ihnen zu neuer Religion geworden, hat ihnen einen neuen idealen Lebensinhalt gegeben. An die Stelle der einen Verkündung ist eine andere getreten; und von Dem, der noch hoffen kann, haben wir nichts zu

fürchten. Wie aber, wenn die Massen an der Allgüte und Allweisheit ihrer Propheten und damit, wie Dies so Menschenart ist, auch an der Botschaft selbst zu zweifeln und naturgemäß zu verzweifeln beginnen? Wenn dieser Prozeß sich vollzogen hat, wird in Millionen unseres Volkes eine bittere Skepsis, ein greller Hohn die einzige Empfindung sein und erst diese grauenvolle Leere, dieser anarchische Zustand bedroht uns mit revolutionären Zuckungen. Diesen Zeitpunkt müßte eine weise Regirung voraussehen, diesem psychologischen Moment müßte sie vorarbeiten; ihre ganze Politik müßte dazu angethan, darauf angelegt sein, daß die Enttäuschten dann die Möglichkeit sähen, die Nothwendigkeit fühlten, sich zu Dem zurückzufinden, was die Schwalbe sang, was die Glocken der Dorfkirche geläutet hatten, zu dem einfältigen Pflichtenkatechismus, über den auch die Größten unter uns nie hinwegkommen und den gerade sie üben und am Willigsten anerkennen. Der Hinblick auf diesen unausbleiblichen Moment der Wendung müßte unsere innere Politik bestimmen.

Doch zurück zum Thema. Die Wahrnehmung, die wir auf dem Gebiete der inneren Politik gemacht haben, wiederholt sich in der Kolonialpolitik wie in dem Verhältniß zu den Großmächten. Mit hinterlistigen und grausamen Häuptlingen verhandeln wir nach dem Prinzip Noblesse oblige; dem Eingeborenen, der ein Halbthier, im besten Fall ein Kind ist, vindiziren wir Menschenrechte in des Wortes verwegenster Bedeutung; wir „versöhnen" eifrig, wo wir nur herrschen sollten, schlagen alle Warnungen der Kenner in den Wind und zahlen schließlich für unsere unzureichende Psychologie mit kostbarem Blut und Hunderten von Millionen. Frankreichs Selbstgefühl steigern wir Jahre lang durch Komplimente und in dem Augenblick, wo vielleicht die Frucht dieser Politik eingeheimst werden konnte, brüskiren wir die so lange umschmeichelte Nation, so ohne Noth, so ohne Schonung, daß jetzt auf Jahre hinaus eine Verständigung erschwert ist. Nach England senden wir durch den Mund geschwätziger Interviewer unzählige Selbstportraits, die den friedliebenden Michel zeigen; und keiner unserer hohen Herren scheint zu ahnen, daß nur Eins John Bull imponirt: ruhige Kraft. Wohin wir uns wenden, überall ist das Selbe: wir sehen Völker und Individuen heute in diesem, morgen in jenem Licht, schwanken in unserem Urtheil und schwanken in unserem Handeln. Und nun muß zum Schluß doch das Entscheidende ausgesprochen werden, daß alles Dies sich nur aus dem persönlichen Regiment erklärt, einem Regiment, dem die verantwortlichen Rathgeber fast noch niemals eine Willenshemmung zuzumuthen versuchten.

Eduard Goldbeck.

Notizbuch.

In Rußland, das keine fest abgegrenzten Ressorts hat, gehören die Arbeiterangelegenheiten zum Geschäftskreis zweier Ministerien: der Finanzminister und der Chef der inneren Verwaltung treiben Sozialpolitik. Jeder auf seine Weise; und natürlich machts Jedem besonderen Spaß, den Herrn Kollegen zu ärgern. Je mehr Witte und sein Handelsdezernent Kowalewskij in den neunziger Jahren für die Regelung der Arbeitzeit und der Fabrikinspektion that, um so eifriger bemühte man sich im Ministerium des Inneren, politische Macht über das Proletariat zu gewinnen. Drüben, hieß es dort, arbeitet man

nur den Revolutionären in die Hände; wir aber erziehen dem Kaiser auch in den Fabriken zuverlässige Unterhanen. In Moskau hatte die Verwaltungbehörde, als sie merkte, daß die Organisirung der Arbeiter nicht länger aufzuhalten sei, sich entschlossen, selbst die Sache zu besorgen. Thun wirs nicht, dachte sie, dann thuns die Revolutionäre; also ists klüger, früh sichere Leute an die Spitze zu stellen. Subatow, der vorher Terrorist gewesen war, wurde für diese Aufgabe gewählt und das Verhältniß gar nicht verheimlicht. Die Arbeiter wußten: Subatow steht gut mit der Polizei und kann uns eben darum nützen. Er brachte die Arbeiter, die Beschwerden und Wünsche hatten, zum moskauer Polizeipräsidenten Trepow; und da in Caesarenreichen die Gewalt sich stets lieber den vielen Armen als den wenigen Reichen willfährig erweist, fanden die Klagen meist Gehör. Das System schien sich zu bewähren und sollte auch in Petersburg eingeführt haben. Nur sagten General Foulon, der Chef der hauptstädtischen Polizei, und seine Leute: Die Moskauer bleiben doch immer dumme Provinzialen; wir Großstädter werden nicht so thöricht sein, den Arbeitern zu verrathen, daß der Vertrauensmann ihnen von uns geliefert wurde. Auch war Subatow auf die Dauer nicht zu halten. Zunächst hatten seine Erfolge ja imponirt. Als das Denkmal Alexanders des Zweiten enthüllt wurde, konnten im Kreml dem Zaren dreißigtausend „konservative Arbeiter" vorgeführt werden. Da seht Ihr, hieß es, was wir vermögen. Bald danach kams in einer moskauer Seidenfabrik zum Ausstand. Subatow, der von Trepow die Weisung erhielt, mahnte die Arbeiter, nicht um Haaresbreite von ihrer Forderung zu weichen. Der Besitzer der Fabrik, Herr Goujon, fuhr nach Petersburg und klagte dem Finanzminister, der damals noch Witte hieß, seine Noth; er wolle ja alles Mögliche thun, wisse aber nicht, ob er mit den Arbeitern oder direkt mit der Regirung, die sie stachle, verhandeln solle. Kowalewskij, ein avancirter Staatssozialist, schlug Lärm, forderte für die Arbeiter das gesetzlich verbürgte Recht auf Strikes und sagte, die polizeiliche Leitung des Klassenkampfes sei nicht länger zu dulden. Vergebens. Kaum war der moskauer Ausstand mit Wittes Hilfe durch Vergleich beendet, da arbeitete Subatow mit frischer Kraft schon im Süden. Er verstand sein Demagogenhandwerk: und bald loderte die odessaer Gegend in hellen Flammen. Das war zu viel; Subatow wurde aus dem Staatsdienst entlassen und sein Gehilfe, der obendrein noch ein Jude war, in den kältesten Norden verbannt. Das Ministerium des Innern aber suchte und fand einen neuen Agenten: den Popen Gregorij Gapon. Der schien der rechte Mann; einem Priester vertrauen die armen Leute und ein Priester wird nie zu offener Gewaltthat rufen. Gapon gründete in Petersburg eine konservative Arbeitergesellschaft mit elf Filialen; und der Minister, Ssipjagin und Plehwe, gewährte dem nützlichen Helfer gern einen anständigen Monatssold. Daß Gapon von der Polizei beauftragt und bezahlt sei, sollte kein Mensch erfahren; hätte auch keiner erfahren, wenn der Pope nicht nach Moskau gegangen und dort gegen Subatows Leute aufgetreten wäre. Ihr seid schöne Kerle, sagte er zu den Organisirten: laßt Euch von der Polizei an der Leine gängeln; Ihr solltet Euch schämen. Das gab Unruhe und die petersburger Regirung wurde ersucht, gegen den pfäffischen Demagogen einzuschreiten. Plehwe war Minister des Innern; er ließ seinen Dezernenten kommen und fragte, was über diesen Gregorij Gapon bekannt sei. Nichts zu befürchten, antwortete der Beamte; dieser Pope ist unser Mann, hat festen Monatsgehalt und will bei den Altmodischen in Moskau gewiß nur für unsere feinere Methode wirken. Als der Priester dann in Moskau einen konservativen Professor überreden wollte, die Leitung der Arbeiterorganisation auf sich zu nehmen, wurde ihm ins Gesicht gesagt: Dich bezahlt ja die Polizei. Er erröthete, stammelte Etwas von der Nothlage einer Uebergangszeit und betheuerte in der Thür, er werde

das Joch schnell abschütteln. Hat ers gethan? War er je mit dem Herzen bei der Arbeitersache oder hatte er nur den Brotherrn gewechselt? In der Nacht vor dem Epiphanienfeste des Jahres 1905 sagte er den Reportern, denen er seinen Aufruf abzuschreiben gab: „Heute lasse ich die Maske fallen. Wird meine Petition nicht angenommen, werden meine Forderungen nicht bewilligt, dann mag Petersburg vor unserer Wuth zittern." Gapon, Plehwes sicherster Mann, hetzte die Massen zum Aufruhr. Sein Manifest, das dem Zaren vorschrieb, zur bestimmten Stunde, wenn er nicht feig scheinen wolle, die Arbeiter im Winterpalais zu erwarten und anzuhören, mußte in jedem Militärstaat zu Straßenkämpfen führen. Und der Anstifter stand im Dienst der plehwischen Polizei. Das Alles wurde hier vor dreizehn Monaten erzählt; und gesagt, leicht sei es nicht, einen Priester, der die Kunst des Trügens mit so schlauer Sicherheit meistere, für einen reinen Helden zu halten. Die Warnung verhallte unerhört. Gapon wurde in der ganzen Presse als ein Märtyrer, ein Heiland gefeiert. In der Hand frommer Kinder sah ich sein Bild und hörte sie sagen, diesem heiligen Mann müsse nicht Rußland nur, müsse die ganze Menschheit dankbar sein. Alldeutschland jubelte, als die Botschaft kam, der Heros sei den Schergen des Zarismus entkommen. Er reiste; war in Paris, wurde in Monte Carlo, nah bei einem Großfürsten, am Spieltisch gesehen, kam dann zurück und blieb auch in Petersburg unbehelligt. Wer schützte ihn? Woher hatte er das Geld zur Reise, zum Spiel? Jetzt wissen wirs. Der Arbeiter Petrow und der Handelsminister a. D. Timirjasew haben alles Nöthige darüber mitgetheilt. Auf Wittes Weisung hat Timirjasew im vorigen Jahr Gapons Gehilfen, dem ihm von einem Geheimpolizisten vorgeführten Herrn Matjuschenskij, dreißigtausend Rubel ausgezahlt. Damit sollten die Arbeiterorganisationen Gapons wiederhergestellt werden. Der Pope selbst hatte von Witte Geld bekommen. Er, der am einundzwanzigsten Januar 1905 den Zug ins Winterpalais geführt, in Manifesten den Zaren beschimpft und der schwersten Verbrechen geziehen hatte, konnte im November 1905 Arbeiterversammlungen präsidiren und in Petersburg frei herumlaufen. Ein Steckbrief war gegen ihn ergangen; aber kein Polizist legte Hand an ihn und an der Riviera stand er unter dem Schutz der französischen Polizei. Ist nun ein Zweifel noch möglich? Gapon hat von Plehwe zuerst, dann von dessen Todfeind Witte Geld bekommen und die erbärmlichste Lockspitzelrolle gespielt. Cui bono? Zuerst sollte er das Proletariat kirren. Das ist noch begreiflich. Wer aber hatte ein Interesse daran, im Januar 1905 den kleinen Nika zu schrecken und den petersburger Brand zu entfachen? Wem war dieses Interesse so wichtig, daß er ihm sechshundert Menschenleben opferte und dem schlummernden Reich das Signal zum Aufruhr gab? Dieser Frage wird Jeder, der über die „russische Revolution" (nur von einer lettischen dürfte man ernsthaft reden) urtheilen will, die Antwort zu suchen haben. Und vielleicht noch einer anderen. Die Gapon-Legende ist tot. Wie viele Legenden ähnlicher Art, aus allen Ländern des Erdballs und besonders aus Rußland, werden unstäglich aber aufgetischt und von der Gier Gläubiger wie nahrhafte Speise verschlungen?

* * *

Ein Mitglied der Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft schreibt mir:

„Als wir in den ‚Mittheilungen' der Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft lasen, unsere diesjährige (berliner) Wanderausstellung werde früher stattfinden, als ursprünglich geplant war, glaubten wir zunächst, unseren Augen nicht recht trauen zu sollen. Denn als Ursache der für Viele recht unangenehmen Terminsänderung waren nicht etwa unabänderliche, zwingende äußere Verhältnisse angeführt, nein: es hieß, der ‚in Aussicht genommene Besuch' des Kaisers mache ‚nothwendig', die Ausstellung um eine Woche zu-

rückzuverlegen. Redlich monarchisch und kaiserlich sind wir deutschen Landwirthe wohl durch die Bank. Das bedarf keiner Versicherung. Und wir Alle würden uns herzlich freuen, wenn Majestät unsere Ausstellung mit seinem Besuch beehrte. Ist uns in dem nun neunzehnjährigen Cyklus unserer Wanderausstellungen diese Ehre leider doch nur einziges Mal und (nach Angabe des offiziellen ‚Jahrbuches') nur auf anderthalb Stunde geworden, in Hannover 1903, während die Bundesfürsten, in deren Staaten die Ausstellung jeweilig stattfand, sie stets mehrfach besuchten und eingehend besichtigten. Ist nun etwa aus unausgesprochenen nationalwirthschaftlichen oder agrarpolitischen Gründen ‚nothwendig', den Termin der Ausstellung so jäh und spät zu ändern? Hat Majestät etwa keine andere Gelegenheit, sich vom Stande der vaterländischen Landwirthschaft und speziell vom Können und Streben unserer Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft, deren Ehrenpräsident jetzt obendrein sein erlauchter Sohn, unser Kronprinz ist, zu überzeugen als den (voraussichtlich doch wieder nur kurzen) Besuch der Ausstellung? Dann hätten wir in neunzehn Jahren nicht viel erreicht. Dann hätte der Kaiser 1897 aber auch in Hamburg den Anblick der Regatta nicht dem Besuch unserer Ausstellung vorgezogen. Wir haben die Zuversicht, daß der Kaiser weiß, was wir können und erstreben. Sein Besuch wäre also nicht mehr als ein Akt der Höflichkeit. Und darum die sehr lästig störende Verlegung des Termins? Eine Ausstellung der Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft ist kein Souper, das man aus Rücksicht auf Unpäßlichkeit oder Unabkömmlichkeit eines besonders geschätzten Gastes ohne allzu große Unbequemlichkeit noch in letzter Stunde absagen oder verschieben kann. Hier macht die Verlegung Kosten und Mühe, Schreiberei, Scherereі, Verdruß; hier verletzt sie wichtige Interessen. Von den entwertheten Plakaten und Reklamemarken will ich gar nicht reden. Aber viele Landwirthe und namentlich Maschinenfabrikanten hatten schon bindende Abmachungen über Eisenbahnwagons, Dienstpersonal, Kommissionen, Unterkunft u. s. w. für die endgiltig festgesetzte Ausstellungzeit getroffen, viele auch schon für sich und ihre Begleiter in Hotels und bei Privatleuten Zimmer gemiethet. Ob die Vermiether ohne Entschädigung auf die Verlegung der Wohnzeit eingehen werden, ist mindestens fraglich; um so mehr, als in der jetzt gewählten Zeit der Verein Deutscher Ingenieure sein fünfzigjähriges Jubiläum in Berlin feiern, die Nachfrage nach Wohngelegenheit also besonders stark sein wird. Auch wird am Schluß der Pfingstwoche, wo die Bahnen meist überfüllt sind, die Verfrachtung und Ausladung der zur Ausstellung geschickten Maschinen und des Viehs nicht gerade erleichtert werden. Ich bin überzeugt, daß lebhaft protestirt worden wäre, wenn die Leiter unserer Gesellschaft die Frage vor ein größeres Forum gebracht hätten; und wenn dieser Protest jetzt auch nicht hörbar ist, so ist die Mißstimmung um so ärger. Unsere Ausstellung ist verlegt worden, weil sie sonst zu dicht an die Kieler Woche gekommen wäre. Wenn der Kaiser auf den Besuch der Ausstellung aber Werth legte, konnte er ihn, trotz den kieler Festen, wohl ermöglichen (wozu giebts denn Extrazüge und Automobile?); hinderten aber zwingende Gründe den Monarchen auch diesmal, zu uns zu kommen, — nun, so mußten wir uns, wie so viele Jahre, auch in diesem Jahr noch in Geduld fassen. Wann und wo der Kaiser bei uns erscheint: er wird herzlich begrüßt werden. Die Leiter einer Gesellschaft, die fünfzehntausend tüchtige deutsche Männer, Landwirthe und Fabrikanten, umfaßt, sollten aber nicht vergessen, daß diese Gesellschaft aus eigener Kraft, ohne staatliche Unterstützung, geworden ist, was sie ist, und daß sie, bei aller Ehrfurcht vor dem Monarchen, zuerst ihr eigenes Interesse, das ihrer Mitglieder, wahrzunehmen hat. Auch hier ist Solidarität die höchste Pflicht und die gemeinsame Sache muß jeder persönlichen Erwägung vorangehen."

* * *

Ein alter Edelmann, der Jahrzehnte lang preußischer Landrath war, schreibt:

„Herr Professor Adolf Wagner tadelte in der Täglichen Rundschau neulich die konservative Partei sehr scharf, weil sie sich der Reichserbschaftsteuer widersetzt, und scheint sogar der Ansicht, daß die Agitation gegen die Erhöhung der Biersteuer dadurch wenigstens entschuldigt werde. Daß die Herren Am Zehnhoff und Genossen Lessings Fabel von dem Schaf und der Schwalbe nicht kennen, ist weiter nicht wunderbar; Lessing steht wohl auf dem Index. Ein Finanzpolitiker wie Herr Professor Wagner sollte doch aber der Lehre, die diese Fabel giebt, nicht unzugänglich sein. Die konservative Partei vertritt nun einmal die Interessen des Grundbesitzes und muß sich also gegen ein Gesetz erklären, das sie so erheblich schädigen kann. Schon die alten Deutschen saßen am Ufer des Rheins und tranken immer noch Eins. Eine Steuer, die ihren Nachkommen ermöglichen soll, dieses löbliche Geschäft auf unbegrenzte Zeit fortzusetzen, muß schon recht kräftig sein. Besteht der Nachlaß aus Staats- und Industriepapieren, so kann der Erbe sich ja freuen, auch wenn er einen Theil an den Fiskus abgeben muß. Wenn der Nachlaß aber aus Grundbesitz, Fabrikanlage oder Hypotheken besteht? Von diesen Objekten läßt sich die Steuer nicht so ohne Weiteres abziehen. Daß es bei der Durchführung der Steuer ohne Subhastationen abgehen könne, ist nicht wahrscheinlich. Mir schwebt ein bestimmter Fall vor. Ein Gut mittlerer Größe gehört zwei Brüdern. Der eine bewirthschaftet es und schlägt sich noch gerade so durch. Stirbt nun der Bruder: woher soll der Ueberlebende die Steuer nehmen? Eine Hypothek bekommt er schwerlich und der Zwangsverkauf ist das Ende. Wo es sich um eine Fabrikanlage handelt, liegt die Sache eben so, wenn die Verhältnisse nicht glänzend sind. Eine Verminderung des Betriebskapitals wird den Betrieb nicht fördern. Besteht der Nachlaß aus Hypotheken, so muß eine gekündigt werden und der Schuldner kommt in Verlegenheit, kann unter Umständen, in schwierigen Verhältnissen, sogar zum Bankerot gedrängt werden. Und das Alles, damit der Deutsche auch fernerhin dem übermäßigen Biergenuß fröhnen könne und weil die Herren Reichsboten durch Schonung dieses Volkslasters am Sichersten ihre Wiederwahl zu erreichen glauben."

* * *

Ein dritter Brief:

„Als Friedrich Wilhelm der Dritte die Gräfin Harrach heirathete, machte man den Soldaten von ihrer Löhnung Abzüge, um dem hohen Paar kostbare Geschenke überreichen zu können. Als Wilhelm der Zweite heirathete, wurde von eifrigen Oberpräsidenten den Bürgermeistern empfohlen, Sammlungen zu Geschenken für das junge Paar zu veranstalten. In dem Schreiben eines Oberpräsidenten hieß es, die Namen der Geber würden in eine an Allerhöchster Stelle vorzulegende Liste eingetragen werden. Als ein Oberbürgermeister mit etwas röthlicher Vergangenheit diesen Passus vorlas, konnte er sich nicht enthalten, in den Bart zu brummen: ‚Unverschämt!' Zu dem Schreiben des Oberpräsidenten kam dann ein Nachtrag, der rieth, nützliche Geschenke anzuschaffen. Bei der Hochzeit des Kronprinzen haben wir ja auch Mancherlei erlebt. Und jetzt, bei der Silbernen Hochzeit des Kaisers, haben die Städte Summen bewilligt, die manchmal für dringendere Aufgaben vergebens gefordert worden waren. Städte, die ihre Beamten jämmerlich besolden und zur Linderung der Armuth in ihren Mauern nur einen Nothgroschen übrig haben, spendeten nun höchst stattliche Beträge. Immerhin handelte es sich meist um einen nützlichen Zweck; und so mochte der Aufwand ungerügt bleiben. Einzelne Blüthen patriotischer Betriebsamkeit dürfte man aber nicht im Dunkel verkümmern lassen. Nur ein Beispiel. Dr. Gustav Schüler, Berlin W. 8, versandte einen Briefumschlag mit Drei-

pfennigmarke und der Aufschrift: ‚Ein Wunsch und Befehl Seiner Majestät des Kaisers! Betreffend die Verbreitung des kaiserlichen Familienbildes zur Silberhochzeit'. Der Umschlag enthält eine Einladung, ‚zur Verbreitung der billigen Volksausgabe des Allerhöchsten Familienbildes' beizutragen, das ‚zur Silbernen Hochzeit des Kaiserpaares auf kaiserlichen Befehl den weitesten Kreisen des Volkes zugänglich gemacht werden soll'. Mindestens zehn Bilder müssen abgenommen werden. ‚NB. Die Namen der P. P. Subskribenten werden am Tage der Silberhochzeit veröffentlicht, falls keine gegentheilige Mittheilung erfolgt'. Auf einem zweiten Blatt heißt es: ‚Zur Silberhochzeit mit Genehmigung und auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers hergestellt. Luxus-Separat-Ausgabe des Professor Kellerschen Bildes Die Kaiserliche Familie, ausschließlich für die Mitglieder des Hochadels und ausgewählter Kreise veröffentlicht. P. S. Die Namen der Subskribenten werden am Tage der Silberhochzeit in alphabetischer Ordnung veröffentlicht, falls diesbezüglich keine gegenteilige Mittheilung erfolgt. Subskriptionpreis 60 Mark'. Es wäre interessant, zu erfahren, ob der Kaiser wirklich den Wunsch ausgesprochen und den Befehl ertheilt hat, mit dem hier ein Festtagsgeschäft gemacht werden sollte".

* * *

Der Etat des Auswärtigen Amtes soll im Plenum erst beredet werden, wenn in Algesiras die eben so kostspielige wie langweilige Komoedie zu Ende gemimt ist. Ernsthafte Kritik, die in diesem Jahr mehr als je, mehr als irgendwo Pflicht wäre, darf man nicht erwarten. Die Reichstagsmehrheit ist mit dem Handeln und Unterlassen der in der Wilhelmstraße Herrschenden höchst zufrieden; und Herr von Kardorff hat neulich einem Interviewer gesagt, die Leute, die den Bülow angreifen, seien sämmtlich von dem Wirklichen Geheimen Holstein aufgehetzt. Nett. Die gebührende Antwort wäre erst möglich, wenn der alte Herr sich entschlösse, die Verdächtigung in der faßbaren Form einer persönlichen Aeußerung zu wiederholen; über Mangel an Deutlichkeit würde er dann nicht zu klagen haben. Zu der nothwendigen Abrechnung mit dem verhängnißvollen System Bülow wirds im Reichstag also wohl nicht kommen. Vielleicht aber wird wenigstens, nicht nur von den Sozialdemokraten, gefragt, welche besonderen Umstände zur Verdoppelung der Geheimfonds zwingen. An Geld hats dem Auswärtigen Amt ja bisher nicht gefehlt. Die Depesche, in der ein der Gesandtschaft attachirter Herr aus Ostasien seinen Dank für die Verleihung eines Ordens aussprach, hat, wie hier erzählt wurde, ungefähr achthundert Mark gekostet; und war nicht etwa die einzige ihrer Art. Die Mittel erlaubten dem Kanzler auch, seine Beamten auf eine Osterreise nach Sorrent mitzunehmen. Die Geheimfonds sind früher manchmal gar nicht aufgebraucht worden; man konnte befreundeten Behörden damit aushelfen. Jetzt sollen sie verdoppelt werden. Wünscht man noch mehr Telegramme, auf daß Herr Hammann seiner Preßkundschaft recht viele „Nachrichten" zu bieten habe? Bismarck ließ kein unnöthiges Telegramm, keins, das nur feuilletonistischen Werth hatte, ohne Rüge durchgehen; er schrieb an den Rand: „Das wäre mir in vier Wochen noch früh genug gemeldet worden"; und verbot solche Luxusausgaben. Die Journalisten, die täglich in die Wilhelmstraße pilgern, sind natürlich aber zufrieden, wenn sie was Druckfähiges heimtragen können. Eine Erhöhung des Depeschenetats kann man jetzt nicht gut fordern; und die Geheimfonds sind der Kontrole entrückt. Draußen erfährt Niemand, ob aus diesen Fonds nicht Zahlungen geleistet werden, die unter andere Titel des Etats fallen sollten; für Reisen, Unterstützung verkrachter Existenzen, Depeschen, dekorative Zwecke. Wenn in der internationalen Politik nützlich gearbeitet würde, käme es auf eine halbe, auf eine ganze Million nicht an. Nach Allem, was wir erlebt haben und noch erleben, sollten die

würdigen Vertreter des deutschen Volkes, trotzdem ihre Stimmung durch die Aussicht auf ein festes und reichliches Abgeordnetengehalt gebessert sein könnte, doch recht gewissenhaft erwägen, ob es nöthig ist, dem Auswärtigen Amt die Möglichkeit unkontrolirbarer Ausgaben noch zu erweitern. Die Bewilligung wäre gerade jetzt ein Vertrauensvotum. Und dazu gehört heutzutage wirklich schon Tollkühnheit. Kein Zweifel also: es kommt. Der Reichstag, der an allen Ecken knausert, wird just diesen Posten bewilligen; und damit sagen: Wir finden Eure Arbeit so produktiv, Eure Leistung so werthvoll, daß wir Euch alle Mittel gewähren, die Ihr verlangt; denn wir wissen ja, daß sie gut angewandt werden, und wären sehr traurig, wenn wir das theure Haupt der Regirung verlören.

* * *

Vom noblen Westen in den ordinären Südwesten der Wilhelmstraße. Der Freiherr von Ohlendorff ist siebenzig Jahre alt geworden und hat vom Kaiser (Dank für „oft bewährte patriotische Opferwilligkeit"), vom Kanzler und vom neuen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (dessen Ernennung, trotz allem Gerede muß es wiederholt werden, ohne Mitwirkung des Kanzlers vollzogen ward) Glückwunschdepeschen erhalten. Solche Ehre gebührt dem Erben königlicher Hausakaufleute. Dem hamburger Guanohaus verdanken wir die Norddeutsche Allgemeine Zeitung; also werthvollen Besitz. Herr Albertus von Ohlendorff fühlte die Patriotenpflicht, sich dem weiteren Vaterlande dankbar zu erweisen, das so willig die von der chilenischen und peruanischen Küste verfrachtete duftende Waare aufnahm; er sagte sich: Wenn aus allen Ministerien und Verwaltungbureaux die Exkremente zusammengekehrt und an eine Centralstelle geschafft werden, wo Nässe und Sonne sie, unter sachverständiger Aufsicht, kunstgerecht zersetzen, dann kann daraus ein Stoff entstehen, der die Oeffentliche Meinung mit im deutschen Norden bisher ungeahnter Triebkraft zu düngen vermag. Er übergab die von ihm gekaufte Zeitung dem preußischen Ministerpräsidenten, der frei darüber verfügen konnte. Das erste anerkannt offiziöse Blatt war also dem reichen Ertrag des Guanohandels zu danken. Und die Erben des neuen Albertus Magnus haben die patriotische Opferwilligkeit weiter bewährt. Die Norddeutsche ist heute offiziöser denn je. Bismarck hat 1872 gesagt: „Jede Zeitung, für deren ganzen Inhalt die Regirung verantwortlich sein sollte, müßte die Langweiligkeit eines Staatsanzeigers annehmen; sie könnte gar keine Färbung tragen; sie müßte trocken werden". Genau so hat der vierte Kanzler die Pflichten des offiziösesten Blattes gesehen und ihm die Langweiligkeit eines Staatsanzeigers stets zu sichern gewußt. Er hatte sich schon als Staatssekretär vom Kanzler die Erlaubniß ausbedungen, den die internationale Politik behandelnden Theil der Norddeutschen selbständig zu leiten und zu überwachen. Nur ganz objektiv, befahl er, solle künftig noch über die Ereignisse berichtet werden; was an Erläuterungen etwa nöthig sei, müsse, ehe es gedruckt werde, sein Visum tragen. Und die Objektivität fand er schon nicht ausreichend gewahrt, wenn, zum Beispiel, aus einem anderen Blatte die Notiz übernommen wurde, auf die Provinz Shantung als einen brauchbaren Stützpunkt deutscher Interessen sei bereits unter Bismarck hingewiesen worden. Die Kontrole wurde natürlich noch strenger, ihr Machtbereich weiter, als Graf Bülow ins Kanzlerhaus eingezogen war. Kein Ressortchef durfte wagen, auch nur drei Zeilen, ohne vom „leitenden Staatsmann" autorisirt zu sein, in die Norddeutsche zu schmuggeln. Und wenn aus dem Haus Wilhelmstraße 32 ein Wörtchen kam, das den Kanzler ärgerte, gabs in Nummer 77 ein Zornspektakel. Selbst Bismarck hat nie so unumschränkt, mit so eifersüchtiger Tyrannis über das Guanoblatt geherrscht wie sein dritter Nachfolger. Braucht Der das Blatt aber noch, das, unter seiner Obhut, ja längst still geworden ist und kein

Aergerniß mehr giebt? Er hat Alle an der Leine und läßt, wenn er auf den Knopf drückt, in Berlin oder Wien, Karlsruhe oder München die Wasserkunst sprudeln; sogar der Vertreter der demokratischen Frankfurter Zeitung ist ihm befreundet und sitzt „im kleinen Kreis" mit ihm zu Rath, wenn dem Reich Gefahren drohen. Kaum findet man irgendwo noch eine andere Spiegelung der Ereignisse; nur die amtlich gewünschte ist sichtbar. Die Norddeutsche ist deshalb eigentlich veraltet; mehr Last als Gewinn. Und die Familie Ohlendorff könnte ihrer patriotischen Opferwilligkeit ein neues Wirkensgebiet ersinnen.

* * *

„Daß gerade jetzt eine Reihe von Zeichnungen des französischen Bildhauers Rodin seit Wochen unter dem Bemerken als Widmung des Künstlers an Seine Königliche Hoheit unseren Großherzog ausgestellt werden, ist eine solche Schmach für uns Weimarer, daß wir unsere Stimme dagegen erheben. Es ist eine Frechheit des Ausländers, unserem hohen Herrn so Etwas zu bieten, und unverantwortlich vom Vorstand (des Museums), diese ekelhaften Zeichnungen auszustellen, unverantwortlich, solche Ausstellung zu dulden. Möge der Franzose sich aus seinem Künstlerkloakenleben ins Fäustchen lachen, so Etwas in Deutschland an den Mann gebracht zu haben; wir wollen uns Das nicht ruhig gefallen lassen und rufen Pfui und tausendmal Pfui über den Urheber und seine Helfershelfer, die solche Abscheulichkeiten uns vor Augen stellen." Diese Sätze fand ich vor ein paar Wochen in einer weimarer Zeitung. Für den Inhalt und für den Stil, der auch Beachtung verdient, ist ein mir unbekannter Professor Behmer verantwortlich. Er spricht auch von dem „Tiefstand der Sittlichkeit der Künstler" und von der „Laxheit der Auffassung des Ausstellungvorstandes." Die in Weimar heimisch gewordenen kultivirten Menschen, die in Rodin das stärkste Bildnergenie unserer Zeit verehren, waren über dieses Zetergeschrei eines Kunstfremdlings einigermaßen empört und meinten, in den Centren deutschen Geistes sei Aehnliches doch nicht mehr denkbar. Wirklich nicht? In Berlin waltet der „lichtvolle Historiograph" Ludwig Pietsch seines Amtes und erklärt, so oft sich die Gelegenheit ergiebt, von der Höhe seiner sittlichen Weltanschauung herab Rodin und Genossen für unfähige Schweinigel. In Berlin hat Herr Professor Thode, Behmers und Pietschens würdiger Kollege, über Kunst Vorträge gehalten, die ungefähr aus der selben Tonart erklangen. Und unsere Künstler und Kunstkritiker haben geschwiegen. Die Weimarer haben also keinen Grund, ihr Schicksal zu bestöhnen.

* * *

Wenn die bourgeoise Presse einmal eine Rede oder Handlung der Regirung zu tadeln wünscht, wählt sie meist eine wunderliche Methode: sie stellt sich, als sei das Gesprochene nicht gesprochen, das Gethane nicht gethan worden. Der Kaiser hat von dem Tode des Abgeordneten Richter nicht Notiz genommen. Das war sein Recht, war auch begreiflich; denn Richter hat die persönliche Politik Wilhelms des Zweiten Jahre lang heftig bekämpft. In der Vossischen Zeitung aber stand, offenbar sei dem Kaiser der Todesfall nicht gemeldet worden; sonst wäre eine Beileidsäußerung erfolgt. Das glaubt der Schreiber natürlich selbst nicht; ist viel zu gescheit, ums zu glauben. Wagt aber nicht, seinem (wie mir scheint, unberechtigten) Aerger über das Schweigen des Kaisers offenen Ausdruck zu geben, sondern macht einen langen Artikel, der auf der lächerlichen Fiktion beruht, der Kaiser habe nicht erfahren, daß Richter gestorben sei. Byzanz oder Berlin? Zweiter Fall. In Wilhelmshaven hat der Kaiser zu Marinerekruten, die er in Eidespflicht nahm, gesagt, die Schlacht von Jena sei verloren worden, weil es der Armee an der rechten Gottesfurcht, an der wahren Religiosität gefehlt habe. Langer Leitartikel in der

Vossischen Zeitung. „Der Bericht über die Ansprache ist unzutreffend“. Natürlich. „Weiß Fürst Bülow kein Mittel, um den Kaiser gegen mißverständliche Berichte über seine Ansprachen, Reden und Vorträge zu schützen?“ Auch über einen anderthalbstündigen Vortrag, den der Kaiser den von ihm protegirten Bildhauern über das We wickelung der Ritterrüstung gehalten hat, soll „mißverständlich berichte weil der Bericht erweislich unrichtige Thatsachen enthielt und weil jede je einen Harnisch modellirt hat, darüber aus der Schule eigentlich mehr der eifrigste Dilettant. Deshalb soll der Bericht falsch sein? Am Schluß „der verschiedentlich gemachte Vorschlag der Ernennung eines verantwor am kaiserlichen Hoflager“ empfohlen. Sehr freundlich, daß die vossisch Vorschlag nicht verschmähen, der aus der „Zukunft“ stammt. Aber der M für den ich so oft plaidirt habe, könnte, selbst wenn er, nach meinem Wun den Kaiser nicht hindern, auszusprechen, was ihm auszusprechen beliel zweifelt ernstlich daran, daß der Kaiser in Wilhelmshaven und im berlin hat, was die Berichte meldeten; auch kein Redakteur. Der Versuch, di wissenlose Reporter zu schieben, ist unkluge und unwürdige Heuchelei. Wi hat oft gesagt, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein, nur ein den Sieg an ihre Fahne fesseln. Diesen Glauben hat weder die Erinnerun ten Ahnen, den atheistischen Eroberer Schlesiens, noch die Leistung japani zu entwurzeln vermocht; und der Kriegsherr braucht nicht zu wissen, wie vi sten in dem unter seinem Befehl stehenden Heer dienen. Ueber die Ursache von Jena haben deutsche Historiker freilich anders geurtheilt. Ich will nu borussocentrischer Geschichte ein paar Sätze anführen: „Die räthselhafte der berliner Staatskunst hatten an allen Höfen tiefes Mißtrauen erregt; ih legenheit erschien der Welt als durchtriebene Berechnung. In den selbstge des Offiziercorps herrschte noch der steife Dünkel der friderizianischen übersah noch vollständig, wie schwer die Armee durch den tiefen Schlum Jahrzehntes gelitten hatte. Mit richtigem Gefühl warf das treue Volk meist auf ‚die Federbüsche‘, die Generale; denn wie der Verlust der D sentlich durch die Führung verschuldet war, so auch die Schmach der Zum ersten Mal in Preußens ehrenreicher Geschichte gesellte sich dem Ung Scham und Reue brannten verzehrend in Aller Herzen. Völlig überwälti warteten Niederlage, hatte König Friedrich Wilhelm sogleich nach der S müthigenden Bedingungen den Frieden angeboten. Es waren die häßlic Lebens; einige seiner Räthe empfahlen schon den Eintritt Preußens in de Nachwirkungen eines Jahrzehntes der Schwäche und Halbheit waren m nicht zu überwinden. In Scharnhorsts freier Seele stiegen schon die ersten danken der neuen Heeresreform auf; die Theilnahmlosigkeit des gemeine er in Gadebusch zu Müffling, sei unter den niederschlagenden Erfahrunge chen doch die schwerste, der letzte Grund alles Unglücks; jetzt gelte es, die A stalten, daß sie sich eins wisse mit dem Vaterland. Ein Kriegsruhm ohne loren. Mancher wetterfeste Bauersmann blickte grimmig auf zu dem B Königs an der Wand.“ Das klingt anders. Muß man deshalb aber heu Für die Nation ists am Ende doch nicht unwichtig, zu wissen, was dem Ka Kriegsherrn, die Hauptpflicht des Heeres, die sicherste Bürgschaft des S

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag de
Druck von G. Bernstein in Berlin.

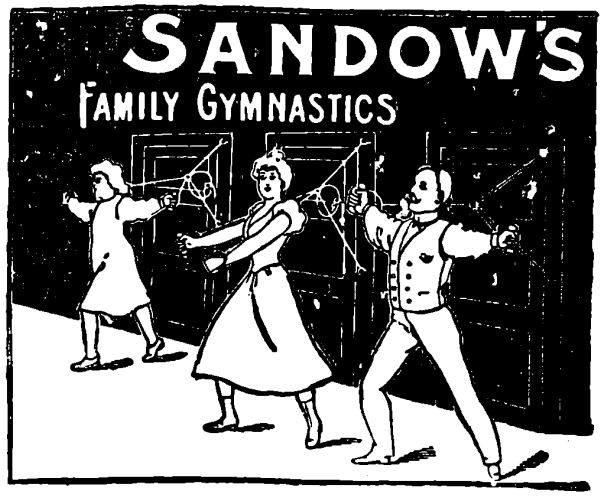
Dampfpflüge bauen wir in den bewährtesten Constructionen.
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.
John Fowler & Co. in Magdeburg.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus
Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse
Wein-Restaurant Déjeuner à M. 2,—. Diners, Soupers von M. 3,— an, sowie à la carte
Bier-Restaurant Ausschank der Freih. v. Tucher'schen Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel
Beste Küche bei mässigen Preisen. *Fritz Otto.*

Dr. med. A. Smith'sche
Ambulatorien für Herz- und Nervenkranke
Berlin W. 66 Potsdamerstr. 52. **Köln 21** Deutsch. Ring 15. **Bad Nauheim** Briefadr. Postf. 27.
Ambul. Nauheim geöffn. April — Okt. im Hause von Dr. Hofmann's Kuranstalt.
Funktionelle Untersuchung und Behandlung.
Ausführliches im Prospekt (frei).

Friedmann & Weber Berlin W. Königgrätzerstr. 9 (vis a vis der Vossstr.)
Möbel u. Interieurs in historischen u. neuzeitlichem Geschmack
Antiquitäten Alleiniger Vertreter von **Friedrich Otto Schmidt, Wien-Budapest.**

Bewegung ist das rationellste Heilmittel



für 9/10 aller Beschwerden und Leiden. In **10 Minuten** erzielt man mit

Sandow's Family Gymnastics

mehr heilsame Körperbewegung als durch **stundenlange** andere Tätigkeit, und „Zeit ist Geld."

Von Aerzten vielfach verordnet und empfohlen.

Preis M. 16.— complet mit Uebungs-Tabelle.

In den meisten besseren Sport- und Gummi-Geschäften zu haben.
Wo nicht erhältlich weist gern die nächste Bezugsquelle nach:

Sandow's Own Combined Developer, Hamburg, Bleichenhof Dept. Z.

GOTHAISCHER HOFKALENDER und **ALMANAC DE GOTHA**

Ich kaufe alle Jahrgänge dieses Kalenders, die vor 1820 erschienen sind, in mehreren Exemplaren. — Ferner suche ich zu kaufen: **ALTE URKUNDEN, MANUSKRIPTE, AUTOGRAPHEN, BÜCHER ÄLTERER ZEIT, ARCHIVE UND GANZE BIBLIOTHEKEN.**

BERLIN W. 64
Unt. d. Linden 16.

MARTIN BRESLAUER
Buchhändler u. Antiquar.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

Grosse Berliner Strassenbahn.

Bilanz am 31. Dezember 1905.

Aktiva.

Konto-Bau des Gesamt-Bahnkörpers	54,925,522	43		
Konto-Bau sämtl. Bahnhöfe und Werkstätten	21,354,908	22		
Wagen-Konto	33,866,805	17		
	110,147,235	82		
Abschreibung	1,250,000	—	108,897,235	82
(Ausserdem sind noch abgeschrieben für 1904 auf Bahnkörper, Bahnhöfe, Werkstätten und Wagen M. 200,000.—, welche dem Bahnkörper-Amortisationsfonds überwiesen sind.)				
Maschinen-Konto nach Abschreibung von M. 22,980.—			206,820	56
Mobilien-Konto „ „ „ „ 9,779.30			1	—
Utensilien-Konto			1	—
Pferde-Konto nach Abschreibung von M. 5,740.—			1	—
Geschirr-Konto			1	—
Bekleidungen-Konto nach Abschreibung von M. 383,409.55			1	—
Inventuren-Konto, Bestände an Materialien und Futter			1,884,791	73
Konto-Korrent-Konto, verschiedene Guthaben			14,072,729	61
Kassa-Konto. Bar am 31. Dezember 1905			16,084	21
Konto-Kautionen bei Behörden, bei denselben hinterlegt			608,950	98
Effekten- und Dokumenten-Konto				
Effekten- u. Hypotheken-Bestände als Anlage d. Reservefonds	6,536,331	20		
Effekten- u. Hypotheken-Bestände als Anlage des Bahnkörper-Amortisationsfonds	17,340,137	—		
Effekten- u. Hypotheken-Bestände als Anlage des Beamten-Kautionsfonds	239,118	10		
Nicht begebene 3½% Obligationen	313,000	—		
„ „ 4% „	380,000	—	24,808,586	30
			150,495,204	21

Passiva.

Aktien-Kapital-Konto		100,082,400	—
3½% Obligationen-Kapital-Konto		6,739,000	—
4% „ „ „		1,299,000	—
Hypotheken-Konto		1,726,000	—
Dividenden-Konto: Noch unbehobene Dividende		16,477	50
3½% Obligationen-Auslosungs-Konto: Noch unbehobene Obligationen und Zinsen		59,179	25
3½% Obligationen-Zinsen-Konto: Zinsen vom 1. Oktober bis 31. Oktober 1905		56,227	50
Reservefonds-Konto		7,901,422	09
Bahnkörper-Amortisationsfonds-Konto		17,503,663	43
Beamten-Kautionen-Konto		239,194	50
Konto-Korrent-Konto: Verschiedene Gläubiger u. Barkautionen		1,891,444	90
Erneuerungsfonds-Konto I		2,851,704	63
„ „ II		837,286	18

Gewinn- und Verlust-Konto.

Gesamt-Betriebs-Einnahmen	M. 34,289,163.05			
Gesamt-Betriebs-Ausgaben	„ 18,748,116.79			
bleibt Ueberschuss	M. 15,541,046.26			
Eingenommene Zinsen	„ 404,246.47			
Gewinn-Vortrag aus 1904	„ 14,008.41		15,959,301	14
Hypotheken-Zinsen-Konto	M. 70,700.80			
3½% Obligationen-Zinsen-Konto	„ 251,002.50			
4% „ „ „	„ 44,280.—			
Gesamtabschreibungen und Ueberweisungen	„ 3,896,908.85			
Vertragsmässige Abgaben an die Gemeinden	„ 2,404,204.76		6,667,096	91
Reingewinn			9,292,204	23
			150,495,204	21

Berlin, den 13. Februar 1906.

Die Direktion.

gez. **Dr. Micke.** gez. **von Kühlewein.** gez. **Koehler.**

Nach vorgenommener Prüfung der Beläge und Bücher der Gesellschaft bescheinigen wir hiermit die ordnungsmässige Führung der Bücher und die Uebereinstimmung der vorstehenden Bilanz, sowie des Gewinn- und Verlust-Kontos mit denselben.

Berlin, den 13. Februar 1906.

Die Revisions-Kommission.

gez. **C. F. W. Adolphi.** gez. **Ernst Bierstedt.** Gerichtlich vereidigte Bücher-Revisoren.

Restaurant und Bar Riche
Unter den Linden 27.
Dejeuners * Diners * Soupers
Täglich Concert bis morgens 4 Uhr
Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

Berliner Elektromobil-Droschken-Aktien-Gesellschaft

Die Generalversammlung vom 14. Februar cr. hat beschlossen, **das Grundkapital unserer Gesellschaft von M. 1 500 000 auf M. 3 000 000 zu erhöhen durch Ausgabe von 1500 Stück Aktien à M. 1000, welche den bisherigen Aktien gleichberechtigt und vom 1. Juli 1906 ab dividendenberechtigt sind.**

Dieser Beschluss ist am 24. Februar cr. in das Handelsregister des Königl. Amtsgerichts I eingetragen worden.

Das **Bankhaus Carl Neuburger** hat die zur Ausgabe gelangenden **M. 1500 000** neuen Aktien übernommen mit der Verpflichtung, sie den Besitzern der bis jetzt zur Ausgabe gelangten Aktien derart zum Bezuge anzubieten, dass **auf je M. 1000 alte Aktien je eine neue Aktie à M. 1000 zum Kurse von 120 %** bezogen werden kann.

Dieses Bezugsrecht kann in der Zeit

vom Sonnabend, den 10., bis Montag, den 26. März 1906,

durch Einreichung von Zeichnungsscheinen beim

Bankhause Carl Neuburger,

Berlin W., Französischestr. 14

ausgeübt werden.

Bei der Zeichnung sind die alten Aktien, auf welche das Bezugsrecht ausgeübt wird und welche sofort zurückgegeben werden, einzureichen und für jede neu gezeichnete Aktie à M. 1000 der Betrag von **M. 1200,** sowie der Schlussscheinstempel **in bar einzuzahlen.**

Die Einzahler erhalten Interimsquittung, gegen welche die neuen Stücke nach Erscheinen von obigem Bankhause ausgehändigt werden; **ebendort sind Formulare zu Zeichnungsscheinen erhältlich.**

Berlin, den 10. März 1906.

Berliner Elektromobil-Droschken-Aktien-Gesellschaft.

Wilh. Schreiber. **Georg Franke.**

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 23. und Sonntag, den 25./3.

Der Kaufmann von Venedig.

Sonnab., den 24./3. **Oedipus u. d. Sphinx.**

Montag, den 26./3. **Kabale und Liebe.**

Neues Theater

Anfang 7½ Uhr,

Freitag, den 23. und Sonntag, den 25./3.

Ein Sommernachtstraum.

Sonnabend, den 24. und Montag, den 26./3.

Neuvermählten. Boubouroche.

Berliner Theater.

Gastspiel des

Moskauer künstler. Theaters

Freitag, den 23./3. 7½ Uhr.

Ein Volksfeind.

Sonnab, den 24./3. 7½ U. Abschieds-Vorstellg.

Zar Feodor Jannowitsch.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr Martin Zickel**, Friedrichstr. 236.

Freitag, den 23., Sonnabend, den 24., Sonntag, den 25./3. Abds. 8 Uhr.

Die von Hochsattel.

Montag, den 26./3. **Der Weg zur Hölle.**

Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Biederleute.**

Die weiteren Tage siehe Anschlagsäule.

Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Anfang 8 Uhr.

Loulou.

Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.

Bis früh um fünfe m. Thielscher i. d. Hptrolle.

Sonntag, den 25./3. Nachm. 3 Uhr. **Preciosa.**

Theater des Westens.

Freitag, den 23. u. Sonntag, den 25./3. 7½ U.

Die vier Grobiane.

Sonnabend, den 24. u. Montag, den 26./3. 7½ U.

Schützenliesel.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Kleines Theater.

Freitag, den 23., Sonnabend, den 24., Sonntag, den 25./3. Abends 8 Uhr.

Kinder der Sonne.

Sonntag, den 25./3. Nachm. 3 Uhr. **Nachtasyl.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Weinstuben Alte Eremitage

Eingang Unter den Linden 31 u. Rosmarienstr. 2.

Salons à part

Warme Küche die ganze Nacht

Fernsprecher I, 6048. Karl Kummer.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. **1855**

für

Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 23., Sonnabend, den 24 und Sonntag, den 25. März, Abends 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Montag, den 26. März, Abends 8 Uhr. **Figaros Hochzeit.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Cabaret

Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansasaal.

Dir. **Schneider-Dunker** u. **Rud. Nelson.**

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 9 Bildern von **Julius Freund** Musik von **Victor Hollaender.**

Bender. Giampietro. Josephi. Frid Frid. Massary. Steidl, Lilly Walter.

Gebr. Herrnfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

Familientag im Hause Prellstein

Komödie in 3 Akten v. **A. u. D. Herrnfeld.**

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11–2 Uhr.

Passage-Theater.

Antoinette Sohns, **Geschwister Fiocati.**

Fritz Schönbauer u. 14 erstkl. Nummern. Anf. 8 Uhr.

Luisen-Theater.

Freitg., d. 23., Sonntg., d. 25., Montg., d. 26./3. 8 U.

Auf eigenen Füssen.

Sonnabend, den 24./3. 8 Uhr. **Der Störenfried. Die Dienstboten.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

R. M. Lange.

Melden Sie sich vertrauensvoll bei

C. Düsseldorf. Evtl. indirekt.

HOTEL WILHELMSHOF

BERLIN W. Wilhelmstr. 44.

10 Minut. v. Anh. u. Potsd. Bhf.

Vornehme ruhige Lage, komfortable Zimmer.

Franz Vollborth, Hotelier.

Probebrief zum Selbstunterricht in der Nationalstenographie kostenlos vom **Stenographischen Verlag, Liegnitz 74.**

Tarragona Portwein Ia

in **Korbfl. (4½ Fl. Inh.)** zu **Mk. 5.70.** Zusenduug **frei** u. auf m. Gefahr. Spezialität von **Cpt. C. Aug. Müller, Ratzeburg** (Lauenbg)

Als eine erste **Bezugsquelle** für die Beschaffung einer **gediegenen, vornehmen, stilgerechten**

Wohnungs-Einrichtung

empfiehlt sich die **altrenommierte Firma**

Societät Berl. Möbel-Tischler

Dekorationen und :: :: Teppiche :: ::

Sonderausstellung von Speisezimmern, Herrenzimmern, Salon und Schlafzimmern von 300 M. an

Berlin SW., nur a. d. **Jerusalemer Kirche 3.**

Kopien antiker :: :: Möbel :: ::

Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes **praktisch bewährtes Heilverfahren.**

Kais. Rat Dr. Fischer in Linz. Ich kann Ihnen nur sagen, daß mir noch kein Mittel gegen meine schon beinahe permanent gewordene Gicht so gut tut, wie Ihr Bonifaciusbrunnen.

Drucksachen frei durch die Badedirektion Salzschlirf.

Heilstätte für Herzkranke

Dr. med. Tilliss. * **Berlin W., Tauenzienstrasse 19 b**

—— Voller Ersatz für Nauheim. —— Prospekte frei.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat **Dr. K. Benno.**

Dr. Stadelmann's **Klinik für Nervenkranke, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2.** Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Dr. med. Hofmann's Kuranstalt für **Herzkranke**

BAD NAUHEIM b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 O, gegenüb. den staatl. Badehäusern. **Ambulante Behandlung — Sanatorium.** Consult. Arzt: **Dr. med. A. Smith,** früher Schloss Marbach a. Bodensee. Besitzer: **Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.**

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer- *Glidina* **(Weizen-Lecithin-EIWEISS). Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.**

In Apotheken, Drog. —— Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Sanatorium Dr. Passow **Meiningen** i. Thüringen für **Nervenkranke u. Entziehungskuren.** Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: **Nervenarzt Dr. med. A. Passow.** Langj. Assist.

Schockethal **bei Cassel.** Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heilweise. Gr. Erfolg. **Winterkuren.** Prosp. **Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.**

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarrenfabrik Max Greiner & Co., Bremen.

Wir bitten diesem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Regelmässige
Schnell- u. Postdampfer-Verbindungen
von
BREMEN
nach
AMERIKA
New-York über Southampton-Cherbourg LONDON PARIS
Baltimore-Galveston-Cuba
Süd-Amerika: Brasilien-La Plata
Mittelmeer. Aegypten
Ostasien-Australien
Specialprospecte werden auch von sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben
Norddeutscher Lloyd
Bremen

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Hochinteressant!!
Ueber Rousseau's Verbindung mit Weibern
2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen
Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener **Freiheit** u. **Offenheit** geschrieben, wie sie den **intimen** Schriften des 18 Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen so **pikanten Reiz** verleihen **Ausführliche Prospekte** u. **Verzeichnisse** über **kultur-** und **sittengeschichtl.** Werke gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W. 30 r.
Habsburgerstr. 10. Hochpt.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50

Teleph:
Amt 9
No. 9122.

Schlossbrauerei Schöneberg
BERLIN W.

Niemand kaufe
wieder
Spielwaren
ohnen. d. letzt. Neuheiten v. **Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A.** gefragt zu haben. In allen bess. Spielwaren-Geschäften erhältl.

Ausnahme-Angebot
für die
Leser der „Zukunft“

Das grosse reich illustr. Prachtwerk:

Allgemeine Länder- und Völkerkunde

750 Spaltenseiten Text mit 23 Vollkarten und zahlreichen Abbildungen (in Prachteinband, Hoch- und Goldprägung) verbunden mit einem

Hand-Atlas, soll infolge grosser **Massenauflagen** zu dem enorm billigen Preise von nur **3,50 Mark** **(Mindestwert Mark 20.—)** an die Leser der **„Zukunft“** abgegeben werden.

Hervorragend schönes Geschenk für jedermann, insbesondere auch für vorgeschrittene Schüler.

Innerhalb 3 Monaten 11 400 Stück verkauft.

Format: 22 cm breit, 30 cm hoch.

Was enthält dieses in Original-Prachtband (mit Hoch- und Goldprägung) gebundene Werk? wird die Frage eines jeden Interessenten sein. Es ersetzt in seiner wissenschaftlichen Durcharbeitung ein sonst sehr teures **Geographisches Werk,** in seinem die Geschicke und den Werdegang der einzelnen Völker behandelnden Inhalt ein kostspieliges **Geschichtswerk.** Besondere Rücksicht ist bei Bearbeitung des Werkes auf eine genaue Statistik genommen, weshalb dasselbe auch als **Statistisches Handbuch** gelten kann. Als Anhang ist dem Werke ein nach bestem Material bearbeiteter **Hand-Atlas** mit 23 vorzüglich hergestellten, in 8 bis 12 Farben gedruckten Vollkarten beigegeben, der allein schon das kosten würde, wofür wir dieses ganze Werk unsern Lesern zur Verfügung stellen. — Ein kurzer Ueberblick über den stofflichen Inhalt wird dem Interessenten die Vielseitigkeit und den inneren Wert des Werkes vor Augen führen. In fesselnder Schreibweise führt das Werk den Leser durch unser Weltall, zeigt ihm die Länder und ihre Völker, ihre Vergangenheit und Entwicklung. Eine Einleitung zeigt **Gestalt, Grösse** und **Bewegung** der **Erde,** die Jahreszeiten, das **Sonnensystem,** die **Planeten** usw., kurz alles, was man von der **Erde,** der **Sonne,** dem **Mond** und dem **Weltall** wissen muss. Dann führt das Werk den Leser hinüber nach **Europa** und zeigt uns zunächst den Erdteil im allgemeinen und dann die einzelnen Länder. **Deutschland** eröffnet den Reigen; erschöpfend lernt der Leser dessen Grösse, Grenzen, Bodengestalt, die Gebirge, die Flüsse, die Pflanzen- und Tierwelt, die mineralischen Schätze, die Bevölkerung kennen. **Einwohnerzahl, Stämme, Volksbildung, Erwerbszweige, Verkehr, Staatsverfassung, Rechtspflege, Religionsverhältnisse, Heer** und **Flotte** usw., das alles ist gründlich behandelt und mit neuesten statistischen Zahlenangaben versehen. Hieran schliesst sich die **Geschichte** des Reiches von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. Im dritten Teil des Werkes treten wir eine Wanderung durch die einzelnen Länder, Städte und Gegenden an. Auf alles, was bemerkenswert, wird der Leser bei dieser Wanderung hingewiesen. An Deutschland schliessen sich die **übrigen europäischen Länder,** die **anderen Weltteile** in gleich ausführlicher Behandlung an. **Polarländer** bilden den Schluss. Eine besondere Zierde und wertvolle Beigabe des Werkes sind die zahlreichen **Illustrationen.**

Die Besteller müssen den untenstehend. Bezugsschein ausschneid., ausfüll. u. an die Verlagsanstalt:

Neuer Allgemeiner Verlag, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 121 K, Eingang Lützowstr. 9, einsenden.

Jedes Exemplar, das aus irgend welchen Gründen nicht gefällt, **wird** innerhalb 10 Tagen **zurückgenommen.**

Bezugsschein (Zukunft) Der Unterzeichnete bestellt hiermit unter Nachnahme:

..... Stück **Allgemeine Länder- u. Völkerkunde**
à Mk. 3,50
(reich illustriert) verbunden mit Handatlas in Prachteinband, Hoch- und Goldprägung, zuzüglich 50 Pf. für Porto.

Ort (recht deutlich): Name:

.....

Vereinigung der Rechtsfreunde
für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.
Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.
Jurist. Leitung: **Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.**
Abt. I: **Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.**
Abt. II: **Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittelungen, Creditauskünfte etc.**
Abt. III: **Incassi! Ausklagung u. Einziehung ausstehender Forderung. im In- u. Ausland.**
Ununterbroch. Sprechzeit 8½—8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden und **Badhaus.**
Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schriftsteller!
Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. **B. M. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

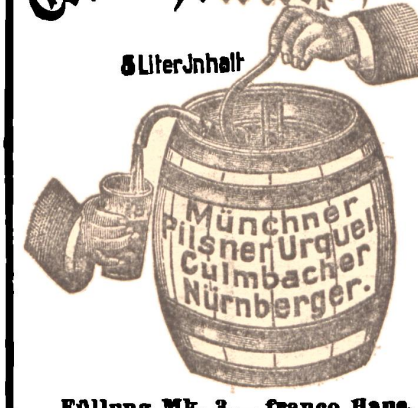
Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben
Kunstkeram. Erzeugnisse
Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)
schiefergraue geschliff. Fonds ⊛ Pol. plast. Goldornamente
Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

! Lassen Sie doch **andere** Leute sich ärgern über Qualm Schmutz und Rauch. Schaffen Sie sich ein trautes Heim m. unseren elektrischen Zimmeröfen!

Kryptol-Gesellschaft
m. b. H.
Berlin N.,
Oranienburgerstrasse 65.
Preisliste 110 gratis und franko.

Meine neuesten
Antiquariats-Kataloge
No. 23. Geschichte und Geographie. Militaria;
No. 26. Altklassische Philologie;
No. 27. Neuere Philologie;
No. 30. Philosophie. Theologie. Orientalia;
No. 31. Deutsche und fremde schöne Literatur. Klassiker.
No. 33. **Volkswirtschaft. Staatswissenschaften. Jurisprudenz**
stehen auf Wunsch unentgeltlich u. postfrei zu Diensten.
C. Troemer's Univ.-Buchh.
(Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

Für Gesellschaften, Skat etc.!
Camphausen-Tönnchen-Siphon
5 Liter Inhalt



Genannte Biere auch in ½, ¼, ⅛ Literflaschen.
Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Wollen Sie etwas feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum"

Garantiert naturell-aromatische, rein türkische Cigarette.

Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft.

Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.

Die Nummer auf der Cigarette deutet d. Preis an: Nr. 3 kostet 3 Pf., Nr. 4: 4 Pf., Nr. 5: Pf, Nr. 6: 6 Pf., Nr. 8: 8 Pf., Nr. 10: 10 Pf.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht:

Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „YENIDZE", Inh.: Hugo Zietz, Dresden.

Ueber 800 Arbeiter.

Zu haben in den Cigarren-Geschäften.

„Salem Aleikum." Wort und Bild desgl. Form und Wortlaut dieser Annonce sind **gesetzlich geschützt.** Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Asthma * Nervenleiden
Rheumatismus

finden durch unsere ärztlicherseits wärmstens empfohlenen hygienischen Apparate wirksame Bekämpfung. Leidende und sonstige Interessenten erhalten Prospekte gratis von der Fabrik und dem Versandhaus **G. Sittig & Co., Berlin N.W. Dorotheen trasse 42/43.**

THIÉRY & SIGRAND

BERLIN W. 8,

Friedrichstr. 179 * Ecke Taubenstr.

Herren-Moden und Ausstattungen

fertig u. nach Maass * Eleganteste Ausführung

Letzte Neuheiten * Solide und feste Preise :::

FERNSPRECHER: Amt I, No. 7860.

23 FILIALEN

FERNSPRECHER: Amt I, No. 7860.

On parle français * English spoken * Si parla italiano

Говорятъ по русски

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.